Nr. 19 · 49. Jahrgang · 7. Mai 1961 · D 2969 C · 60 Pf

# Frankfurter Illustrierte

## Nippons Uhren schlagen schneller

Ein weiterer Bericht unserer Berichterstatter aus Fernost über interessante Japanische Tagesprobleme

Werdegang der Geisha: vom Sinnbild der Lebenskultur zum Glamourgirl

# Unsere

## Chaos in Sicht?

Zu unserer Reportage in Nr. 17

Ich habe den Eindruck, das Chaos ist nicht in Sicht, sondern es ist schon da, wenn auch nicht ständig und überall, so doch zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Stellen. Ich bin nicht so töricht, von den Verantwortlichen Wunder zu verlangen, ich kenne die Schwierigkeiten und weiß auch, daß schon eine Menge geschehen ist. Aber es ist doch vielfach nur Notbehelf und Flickarbeit, die summa summarum genauso viel Geld kostet wie großzügige Verkehrsanlagen. Eines Tages wird man doch radikal großzügig bauen müssen, warum schiebt man das nur immer weiter hinaus? Fehlt etwa der Mut zur Großzügigkeit?

*Arno Krekel, Speyer*

## Die ich rief, die Geister ...

**Das wäre natürlich ein Patentrezept, das Anwachsen des Fahrzeugbestandes in der Bundesrepublik gesetzlich zu drosseln. Erst hat man die Geister des sogenannten Wirtschaftswunders gerufen, den Bundesdeutschen recht viele schöne Autos zu schenken, und nun, wo diese die Straßen lebensgefährlich überschwemmen, sucht man verzweifelt, die Flut zum Stehen zu bringen. „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los..." Aber da hilft kein Zauberspruch, da hilft nur: kühn und entschlossen handeln und vor allem schnell!**

*Heinz Piepers, Frankfurt a. M.*

## Die große Chance

Man darf nicht ungerecht sein und den Männern, die nach dem Kriege die große Chance verpaßt haben, immer wieder Vorwürfe machen. Natürlich hätte man damals, als alles in Schutt und Asche lag, die schönsten und breitesten Straßen samt kreuzungsfreien Schnittpunkten bauen können, denn Platz war ja überreichlich da. Aber wer hat damals, vor zehn, zwölf Jahren, diese rasende Aufwärtsentwicklung voraussahnen können? Und woher hätte man das Geld nehmen sollen?

*Ernst Heinemann, Osnabrück*

## Erst abwarten, dann aussteigen

Zu unserem Bericht in Nr. 17

**Der Mann hat gut reden. Den Autofahrer möchte ich sehen, der nach einem Sturz von der Brücke, von einem Kanalufer oder einem Hafenkai herab sich in einem Wagen wiederfindet, der unheimlich rasch im schmutzigen, kalten Wasser versinkt, und der dann noch die Ruhe hat, „abzuwarten".**

# Leser schreiben...

**Der Tip mag gut sein, aber er erfordert wirklich eiskalte Nerven.**

*Karlheinz Maldinger, Reutlingen*

## Noch einmal: Martyrium . . .

Zu einem Leserbrief in Nr. 14

Der Leserbrief von Frau Fränze Schubert hat mich doch recht in Harnisch gebracht. Ich glaube bestimmt, daß es heute Millionen Hausfrauen gibt, die mehr arbeiten, als sie gesundheitlich in der Lage sind, vor allem in fortgeschrittenen Jahren... Ich habe es seit Jahren nicht fertiggebracht, mir einmal vier Wochen freizunehmen, um etwas für meine abgearbeiteten Nerven zu tun und andere Abnutzungserscheinungen behandeln zu lassen.

*Elsbeth Limpert, Bünde/Westf.*

## Führerscheinbesitzer

Zur Artikelserie „Dein Auto . . ."

Die Artikel sind einfach großartig. Sie berichten in Nr. 13 unter dem Motto „Was ich nicht weiß..." u. a., man müßte sich wundern, daß im Verkehr nicht noch mehr passiert. Wie wahr ist das! Ich habe erst vor kurzem meinen Führerschein gemacht. Die Routine, das flüssige, gefühlsmäßige Fahren lernt man aber erst mit der Zeit. Was ist aber mit den 18jährigen oder den Verantwortungslosen, die den Führerschein bekommen und losbrausen? Meinen Sie nicht auch, daß viele Unfälle entstehen, weil die meisten glauben, sie können fahren, nur weil sie Führerscheinbesitzer sind?

*Ingeborg Henoch, Gevelsberg*

## Giftwolken über uns

Zu unserem Bericht in Nr. 12

Sie brachten in Nr. 12 vom 19. 3. 1961 einen Beitrag „Giftwolken über uns", in dem auch auf die Explosionskatastrophe bei der BASF im Jahre1948 hingewiesen war. Zu Ihrer persönlichen Information möchten wir Ihnen mitteilen, daß hierbei nicht „mehr als 400 Menschen", sondern insgesamt 207 Menschen den Tod fanden. Bei den tödlich Verunglückten handelte es sich bis auf fünf Personen um innerhalb des Werkes Beschäftigte. Wir glauben, Sie auf diesen Tatbestand aufmerksam machen zu dürfen.

*Badische Anilin- & Soda-Fabrik*

## 250 Millionen Analphabeten

Zu unserem Indien-Bericht in Nr. 17

**Wie ist es möglich, daß in einem Volk mit einer so alten und hohen Kultur 250 Millionen Bauern leben, die weder lesen noch schreiben können? Die Antwort kann doch wohl nur lauten, daß die Kultur immer nur eine Angelegenheit einer ganz hauchdünnen Oberschicht gewesen ist. Aber nur bei den Indern? Sie schrieben unlängst, in der Bundesrepublik besäßen 47 Prozent aller Bürger nicht ein einziges Buch. Und das in einem hochzivilisierten und höchstkultivierten Land...**

*Grete Arndt, Gießen*

## Kastengeist als Hemmschuh

**„Solange Indien den Kastengeist nicht überwindet, wird es auf seinem Weg nach oben kaum weiter kommen" – mit diesen Worten bestätigte mir ein indischer Studienkollege, ein aufgeklärter Hindu, die Richtigkeit Ihrer Feststellungen in der Indien-Reportage. Wenn die Inder nicht ihren erbitterten Kampf gegen das Kastenwesen fortführen, sondern sich nur auf Wirtschaftshilfe von draußen beschränken, dann leisten sie eine Sysiphusarbeit, die im Endergebnis zu nichts anderem führt als zu einer heillosen geistigen Verwirrung.**

*Werner Wepeter, München*

## Rendezvous in Djakarta

Zu unserer Reportage in Nr. 15

Sie schreiben: „Während Indonesien 1951 11,6 Prozent seiner Importe aus der Bundesrepublik bezog, waren es bei der Zone nur 0,7 Prozent, also etwa ein Verhältnis von 70:1." Das war vor zehn Jahren. Und wie sieht es heute aus? Hat sich dieses Verhältnis inzwischen vielleicht sehr zuungunsten der Bundesrepublik verschoben?

*Hermann Bley, Aalen*

*Antwort der Redaktion: Hier hat der Druckfehlerteufel seine Hand gleich zweimal im Spiel gehabt. Es muß nämlich nicht 1951, sondern 1959 heißen, und außerdem beträgt das Verhältnis nicht 70:1, sondern 16,5:1.*

# Hier schmeckt man, daß man wirklich Äpfel trinkt

Garantie

Das Erzeugnis ist einer ständigen Gütekontrolle im Institut für Getränkeforschung GmbH, Mainz, unterworfen.

Professor bei der Hess. Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim/Rhg. (a.D.)

Dr. Koch's

Professor bei der Hessischen Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim/Rhg. (a.D.)

naturtrüber Saft reifer Äpfel

Auslese

0,7 l · Kurgeeignet

Nur handausgelesene, reife Äpfel eignen sich für die Herstellung dieses hochwertigen, naturreinen Apfelsaftes. Jede Flasche enthält Millionen feinster Fruchtteilchen - darum kommt dieser Saft naturtrüb und mit allen Wirkstoffen, wie frisch von der Presse, auf Ihren Tisch.

DM 0,85 o. Gl.

Natursaft GmbH · Königswinter am Rhein

AS 8

# Frankfurter Jllustrierte

Nr. 19 vom 7. Mai 1961 bringt:

*Lieber Leser!*

Sicher sind auch Sie gelegentlich über eine jener bestürzenden Nachrichten erschrocken, wie sie leider in den Tageszeitungen immer wieder auftauchen: Da oder dort haben sich eine Mutter oder ein Vater oder beide Eltern zusammen mit den Kindern umgebracht. Aber die Formulierungen gehen meist gnädig über einen Tatbestand hinweg, der sich in Wahrheit als Mord qualifiziert.

Hier soll nicht über den Selbstmord philosophiert werden. Mitunter ist er das Ergebnis einer Panik und wäre 24 Stunden später schon nicht mehr geschehen. Auch fehlt es gar zu oft an der Besinnung, sich mit irgend jemand zu beraten, eine Zuflucht zu suchen – es gibt im Grunde nichts, was nicht durch die Zeit gemildert würde. Matthias Claudius hat ein naives und frommes Gedicht auf den Selbstmörder geschrieben, das in dem Ausruf gipfelt: „Wie hat er sich betrogen…"

Aber uns geht es um etwas anderes. Uns geht es um die Kinder. Wie kann sich jemand, der zu jenem schrecklichsten Äußersten sich entschließt, das sich in dem Wort „Selbstmord" darstellt, erdreisten, dem Schicksal ins Handwerk zu pfuschen und Richter zu sein über das Leben der Unschuldigen? „Wir wollen sie nicht schutzlos in der grimmigen Welt zurücklassen…" Das mag sich, wenn man gedankenlos genug ist, verständlich anhören, in Wirklichkeit ist es ein Frevel.

Wieviel Waisen sind in ihrem Leben nach einer mehr oder minder schweren, ja möglicherweise lieblosen Jugend zu einem reichen und erfüllten Leben gekommen, das alles wettgemacht hat, was dem Kind einst geschah? Ja, von mehr als einem Genie weiß man, daß es weder Vater noch Mutter je gekannt hat. Wenn jemand schon in einem Zustand der äußersten Verzweiflung sich selber von der Welt flüchtet, wie darf er dann unschuldige Geschöpfe mit sich reißen? Das Dasein ist groß und wunderbar, reich und voller Möglichkeiten für jeden Erdgeborenen. Die Eltern, die ihrem Kind das Leben gegeben haben, sind deshalb noch lange nicht befugt, es ihm zu nehmen. Wäre dem so, dann käme die ganze Weltordnung ins Wanken.

Es wird immer wieder Frühling, immer wieder ziehen die Sterne herauf, auch über den Häuptern der Betrübten. So grau die Gegenwart sich malen mag, niemand kann wissen, was die Zukunft bringen wird.

*Ihre Redaktion*



... und außerdem in diesem Heft:



**Im nächsten Heft** mit dem Titelbild von Johanna von Koczian (aus dem Dürrenmatt-Film „Die Ehe des Herrn Mississippi") finden Sie einen interessanten Bildbericht von der Asienreise unseres Redakteurs Sylvester Wöhler; er behandelt die Situation des japanischen Herrscherhauses und seine religionsphilosophische Bedeutung im Wandel der Zeiten. Der Titel des Berichtes: **„Forscher, Kaiser, Gott?"**

Sylvester Wöhler berichtet aus Japan

# Nippons Uhren schlagen schneller

**Weltprobleme im Spiegel des japanischen Alltags – ein Inselreich zwischen den Stühlen von historischer Tradition und hemmungslosem Amerikanismus – der Samurai stirbt in Jazzorgien**

Auch in Japan steigen die Preise. Sie steigen so rapide, daß sie den zwar gleichzeitig ansteigenden Löhnen und Gehältern gefährlich davonlaufen. Angesichts dieser Entwicklung geht zum ersten Male die bisher so bescheidene Butterfly, vor allem die japanische Hausfrau, als wahlberechtigte Bürgerin aus ihrer potentiellen Reserve heraus. Seit jeher war es gefährlich, wenn Frauen auf die Barrikaden gingen. Wenn aber Nippons Töchter, bisher in aller Welt eben wegen ihrer Bescheidenheit und liebenswürdigen Behutsamkeit gepriesen, in die Politik eingreifen, dann wird es für die Regierung in Tokio besonders kitzlig. Gerade diese rechte Regierung des Ministerpräsidenten Ikeda verdankt trotz dem Fernsehmord des Sozialistenführers Asanuma und den anschließenden Studentenkrawallen gegen das Bündnis zwischen Japan und den USA ihre gefährdete Zweidrittelmehrheit im Parlament den japanischen Wählerinnen, wahrscheinlich nach einem schon häufiger gebrauchten konservativen Schlagwort: Nur keine Experimente.

Aber das Aufmucken der Frauen durch die Sprecherinnen ihrer Verbände ist nur eines der Zeichen dafür: Japans Uhren schlagen schneller!

Noch am 4. September 1856 standen sie nahezu still. An jenem Morgen hißte der amerikanische Generalkonsul namens Townsend Harris – als der erste geduldete Repräsentant eines fremden Landes überhaupt – nach seiner Landung am Ufer des kleinen Hafens Schimoda das Sternenbanner und vermerkte im Tagebuch die prophetischen Worte: „Ist es wirklich ein Glück für Japan?" Bis dahin hatte der feudal regierte, einen lebenden Gottkaiser anbetende Inselstaat Japan jede Verbindung mit der übrigen Welt bei

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 56)

**„Also um sechs im Teehaus!"** Wie lange noch wird man solche bunten Kimono-Schmetterlinge in Tokio bewundern können? Die kleine Geisha, die hier durch eines der brandroten, öffentlichen Telefone mitten auf dem Bürgersteig ihre Verabredung trifft, wird bald nur noch in exklusiven Nachtklubs zu sehen sein. Ihre drollige, häufig benutzte Atemschutzmaske ist eine Ausgeburt japanischer Furcht vor Erkältungen in kühler Jahreszeit.

**Ein Musterbeispiel** ideenreicher Verkehrs- und Stadtplanung lieferte Tokio mit dieser Autobahn mitten durch das Geschäftszentrum der Innenstadt, die über die Dächer der Läden und Büros hinweg selbst die Ginza, etwa den Kurfürstendamm dieser Millionenstadt, kreuzt. Hier in der Fassadensachlichkeit von Stahl und Glas und im Feuerwerk der abendlichen Lichtreklame findet man außer den seltsamen Schriftzeichen kaum noch fernöstliche Eigenart.

Fotos Gundlach

**Sünden-Lotto** nannten wir vor kurzem in unserer Glosse „Dein Auto — Dein Geld — Dein Leben" die in Frankfurt versuchsweise eingeführten vorgedruckten Kurzanzeigen. Der Beamte notiert das Delikt nicht mehr, sondern kreuzt nur noch die im Zettel vorgesehene Rubrik an. Eine höchst umstrittene Einrichtung, hauptsächlich geschaffen, um den Polizisten das zeitraubende Protokolltippen mit Zweifinger-Suchsystem (links) zu ersparen.

**Strafen statt Straßen — so scheint gegenwärtig das Rezept für die bundesdeutsche Verkehrspolitik zu lauten. In Heft 17 haben wir geschildert, wie der Zeitpunkt für eine reibungslose Verwirklichung großer Straßenbaupläne elend vertan wurde. Heute steht der lawinenartig angewachsene Fahrzeugstrom sich selbst und vielen wichtigen Bauprojekten im Wege. Zu spät — jetzt helfen nur noch Kompromisse. Wir müssen versuchen, zunächst so ziemlich mit dem vorhandenen (bzw. nicht vorhandenen) Straßennetz auszukommen. Sinnvolle Verkehrsregelung und wirksame Verkehrserziehung könnten manches an der Misere mildern. Wer aber — wie es vielfach heute geschieht — ein Klima der Angst, der Verwirrung und Unsicherheit unter den Verkehrsteilnehmern züchtet, erreicht das genaue Gegenteil . . .**

Dieses Bild fotografierte ein Roboter, der unter dem Namen „eiserner Polizist" belebte Großstadtkreuzungen mit Ampelverkehr überwacht. Sobald ein Fahrzeug bei Rot weiterfährt, wird eine automatische Kamera ausgelöst. Das Bild zeigt beweiskräftig Wagen, Nummernschild, Tathergang, und genaue Uhrzeit.

# Fahren dürfen - fahren können

So geht es nicht mehr weiter.

Ursache der vielen Unfälle auf unseren Straßen ist überwiegend menschliches Versagen.

Deshalb gibt es nur ein Mittel: härtere Strafen. Die Geschwindigkeitsbegrenzung hat schon wesentlich zur Verminderung der Unfälle beigetragen. Falls härtere Strafen nicht helfen sollten, bleibt nur ein Weg übrig: noch härtere Strafen.

Da bei einem Verkehrsdelikt das Fahrzeug als Tatwerkzeug anzusehen ist, werden künftig bei bestimmten Verstößen gegen die Straßenverkehrsordnung die Wagen der Gesetzesbrecher entschädigungslos eingezogen – enteignet also.

Bevor Sie, verehrter Leser, empört aufhören wollen, diesen Artikel weiterzuverfolgen, sind wir Ihnen eine Erklärung schuldig: die oben angeführten Gedanken sind nicht etwa unsere Meinung, sondern die des Bundesverkehrsministers, Hans Christoph Seebohm. Und die Einziehung des Kraftfahrzeuges schlug er nicht etwa auf einer Rede vor, sondern als hochoffiziellen Gesetzesentwurf.

### Staatsfeind auf Rädern?

Der Herr Minister ist offenbar jetzt entschlossen, das Übel an der Wurzel zu packen. Und diese Wurzel ist für ihn seit eh und je der deutsche Autofahrer.

Halten wir fest: offiziell gilt das Verhalten des überwiegenden Teils der bundesdeutschen Kraftfahrer als Hauptursache für die gegenwärtige Verkehrsmisere. Und da Strafen und Drohungen als Abhilfe gepriesen werden, bleibt nur der Schluß übrig, daß moralisches Versagen gemeint ist. Denn allein der innere Schweinehund im Menschen ist

**Der Stadtverkehr beginnt** nach den Buchstaben des Gesetzes hier am Ortsschild, das nach rein verwaltungstechnischen Gesichtspunkten aufgestellt wurde. Dahinter liegen noch über zwei Kilometer leerer Straße und unbebauter Gegend. Dennoch ist der Autofahrer verpflichtet, die ländliche Einsamkeit mit Tempo 50 zu durchkriechen. Es lebe das bürokratische Prinzip!

**Radar-Überwachung:** Hekkenschützenmethode oder notwendige Kontrolle? Die Frankfurter Polizei führte uns an eine Stelle, wo ihre Streifenwagen sehr häufig lauern: eine belebte breite Allee, über die ständig Gruppen von Schulkindern laufen (Bild oben, Pfeil). Ein VW wurde mit 70 km/h. gestoppt und einige hundert Meter weiter von zwei Beamten gestellt (links). — Ein Warnschild „Vorsicht, Schulkinder" für die Autos sucht man freilich vergebens an dieser gefährlichen Stelle.

durch solche Methoden zu bändigen. Die halboffizielle Bundesverkehrswacht tutet – wenn auch mit milderen Tönen – in dasselbe Horn, indem sie eine „bessere Verkehrsgesinnung" zu propagieren trachtet.

Ergo ist der größte Teil der Leute am Steuer amoralisch, rücksichtslos, leichtfertig und gehörte von Rechts wegen ins Gefängnis. Ob man das wirklich so meint?

Es wird zumindest schon so aufgefaßt. Die Schweizer „Automobil-Revue", ein in der internationalen Fachwelt hochangesehenes Blatt, kommentierte den geplanten Enteignungs-Paragraphen mit der Feststellung, er sei ein Rückfall in die frühesten Zeiten der Rachejustiz, und der Entwurf entspringe nicht einem Rechtsgedanken, sondern einer Automobilfeindlichkeit, die auch in den Ergebnissen der Geschwindigkeitsbegrenzungen zu finden sei. Etwa zu gleicher Zeit meinte der bekannte Verkehrspsychologe Dr. Munsch in Hannover, der Deutsche fahre heute durchweg defensiv gegen Justiz und Polizei.

Das alles mag zu scharf gesehen werden; Tatsache ist und bleibt, daß man auf unseren Straßen ein Betriebsklima der Angst, der Unsicherheit und der heimlichen Verbitterung gezüchtet hat, das seinesgleichen sucht. Erziehungsmethoden, die Schulen und Betriebe und selbst das Militär als veraltet erkannt und überwunden haben, feiern im Verkehr fröhliche bzw. grimmige Urständ.

## Unterdrückte Könner

Schuld und Sühne auf einem Lebensgebiet, das im Grunde so weit jenseits von Gut und Böse liegt – dieses Kuriosum erlebt man tagtäglich auf Polizeiwachen, in Gerichtssälen und dort, wo die Gesetze gemacht werden.

Da läuft eine Verhandlung gegen einen Verkehrssünder. Stundenlang, ja oft tagelang brüten Richter, Schöffen, Staatsanwalt, Verteidiger und ein Dutzend Sachverständiger über der Frage, ob der Angeklagte falsch oder richtig gehandelt habe. Sie brauchen endlose Zeit für eine Entscheidung, die der Beschuldigte in einem Sekundenbruchteil hatte fällen müssen. Was ist die Folge? Im Dickicht vertrackter Vorschriften und Klauseln verliert der Verkehrsteilnehmer alle Sicherheit, alles Selbstvertrauen, allen Willen zum eigenen Denken. Er beißt die Zähne zusammen, pariert und schlägt aus Ärger der Polizei, die gar nichts für die Gesetze kann, bei jeder Gelegenheit ein Schnippchen.

Wo falsches Autofahren strenger geahndet wird als das Aufbrechen und Stehlen eines Autos – wie kann dort eine „bessere Verkehrsgesinnung" wachsen?

Wer immer die Sachlage nüchtern beurteilt, wird sich sagen, daß die wenigsten Fahrer aus bösem Willen falsch reagieren. Wer hat schon ein Interesse daran, zu verunglücken oder einen anderen zu gefährden? Es passiert einfach, aus Mangel an Übersicht, Mangel an Fahrenkönnen, Mangel an Selbstvertrauen und Mangel an Klarheit über das, was man darf und nicht darf. Insofern stimmt des Herrn Ministers Wort vom menschlichen Versagen. Aber es ist ein Versagen, das nicht mit Strafen zu vermeiden ist, sondern mit Aufklärung, Schulung und Erleichterung der Schwierigkeiten.

Manchen gibts, der würde sich allzu gern zu einem guten, flotten und sicheren Autler entwickeln. Doch niemand bietet ihm einen Anreiz dazu. Fährt er im dicksten Verkehr auf einer mehrspurigen Fahrbahn rechts an einer Schlange vorbei, somit dem Nachfolgenden Platz machend, dann hat er „rechts überholt" und wird bestraft. Gibt er an der Spitze einer mühsam dahinzuckelnden Schlange Gas und bringt Bewegung in den blechernen Heerwurm, dann hat er die Geschwindigkeitsbegrenzung mißachtet – ob nun die Straße vor ihm frei war oder nicht. Wer aber im Stadtverkehr ohne ersichtlichen Grund 20 fährt statt 50, der verhält sich noch vorschriftsmäßig, obwohl er den ganzen Betrieb aufhält.

Ist es ein Wunder, wenn ein ohnehin fürs Autofahren nur mäßig begabtes Volk wie das unsrige unter solchen Umständen miserable Fahrkünste entwickelt?

## Immer langsam voran ...

Schnellfahren wird in Westdeutschland beinahe grundsätzlich als etwas Böses angesehen. Als vor einigen Jahren „Tempo 50" eingeführt wurde, ging ein wilder Jubelschrei der Nichtmotorisierten durch das Land. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß die Geschwindigkeitsbeschränkung mehr den Verkehrsfluß als die Unfallzahlen bremste. Doch man hält daran fest, operiert mit wackligen Statistiken und läßt nicht nach in dem Versuch, auch die Benutzer von Bundesstraßen und Autobahnen an die langsame Leine zu nehmen.

Aus den Reihen der Polizei, die ja in der Praxis das auszubaden hat, was aus der Theorie heraus Gesetz wurde, kommt der Vorschlag, die Höchstgeschwindigkeit in den Städten auf 60 km/h heraufzusetzen. Antwort von „oben": Nein!

Man wirft den Gedanken auf, nach amerikanischem Vorbild nicht nur Höchst-, sondern auch Mindestgeschwindigkeiten vorzuschreiben, damit keine lahmen Kriecher mehr den Verkehrsfluß behindern. Antwort: Nein!

Das von der neuen mehrbahnigen Struktur der meisten Straßen überholte Rechtsüberholverbot soll aufgehoben oder zumindest modifiziert werden – vorläufig nicht!

Ausfallstraßen innerhalb des Stadtgebietes werden nur zögernd vom „Tempo 50" befreit.

Statt der im gesamten europäischen Ausland bewährten Parkscheiben klikkern in allen westdeutschen Städten gierig die groschenfressenden Parkuhren. Und wenn der komplizierte Mechanismus einer Parkuhr defekt ist, muß der zugehörige Parkraum frei bleiben und darf nicht benutzt werden!

Die Folge: Polizisten rudern wild und verzweifelt mit den Armen, wenn eine Schlange herankriecht: „Los, los, Tempo, voran – nun fahrt doch bitte schneller!"

Auf einer Fahrspur stauen sich die Autos, rechts davon bleibt eine lange Strecke frei, und keiner getraut sich zu überholen. Das Parken wird eine Katastrophe, das Fahren eine Qual.

Was muß also geschehen?

Wir haben es angedeutet.

Was wird geschehen?

Bitte, lesen Sie noch einmal den Anfang dieses Berichts.

**Nächste Folge unseres Berichts:**

**Die Autos und ihre Besitzer**

# Zahnärzte und Patienten

Im Bundesgebiet und in West-Berlin werden jeden Tag zahlreiche neue Zahnprothesen angefertigt. Dabei kommen naturgemäß viele Fragen in den Sprechstunden zur Sprache.
Es gibt Prothesen, die nur in der Übergangszeit getragen werden. Diese nennt man Immediat- oder auch Sofort-Prothesen. Ferner gibt es Teil- und Vollprothesen, und zwar obere und untere.
Die meisten Prothesen werden aus Kunststoffen hergestellt, andere auch aus Metall; es wird hierfür auch Gold und Platin verarbeitet. Die Zähne sind in der Regel Porzellanzähne, mitunter auch Kunststoffzähne.
Das Verbandsorgan der Zahnärzte hat als einzige zahnärztliche Zeitschrift die Art unserer Kukident-Werbung mehrfach kritisiert und behauptet, sie hielte die Prothesenträger von den Besuchen bei den Zahnärzten ab und schädige mithin die Zahnärzte. Tatsächlich ist jedoch das Gegenteil der Fall, da wir durch unsere Werbung den Zahnärzten immer wieder viele Patienten zuführen.
Das Verbandsorgan der Zahnärzte vertritt den Standpunkt, jeder Zahnarzt sei in der Lage, neue Prothesen so anzufertigen, daß sie ohne Zuhilfenahme von Hilfsmitteln einwandfrei sitzen und ihre Kaufunktion voll erfüllen können.
Diesen Standpunkt erkennen wir als richtig an. Jeder Zahnarzt hat ja ein Interesse daran, seine Patienten zufriedenzustellen. Außerdem wissen auch die Zahnärzte, daß die Patienten nicht richtig sitzende Prothesen nicht zu bezahlen brauchen.

## Die Zahnärztliche Klinik der Universität Mainz

hat in einer Arbeit Hinweise gegeben, die bei der Anfertigung von Zahnprothesen berücksichtigt werden sollen. Die Arbeit wurde kürzlich in dem Verbandsorgan der Zahnärzte veröffentlicht.
Das Verbandsorgan ist weiter der Ansicht, jeder Zahnprothesenträger sollte sofort seinen Zahnarzt aufsuchen, wenn die Prothese nicht mehr einwandfrei sitzt, damit sie den veränderten Mundverhältnissen angepaßt werden könne.
Auch in dieser Beziehung stimmen wir mit der Ansicht des Verbandsorgans durchaus überein und empfehlen deshalb schon seit Jahren in unseren Anzeigen und Prospekten immer wieder, den Zahnarzt in Abständen von etwa 6 Monaten aufzusuchen.
Aber Theorie und Praxis sind zwei verschiedene Dinge und werden es auch bleiben.
Wir haben keine Möglichkeit, Millionen Zahnprothesenträger an den Arm zu nehmen und sie zu den Zahnärzten zu führen. Das wäre übrigens auch nicht unsere Aufgabe als Markenartikel-Fabrik.

## Jeder Zahnprothesenträger weiß,

daß die Kieferverhältnisse sich im Laufe der Zeit verändern und damit auch der ursprünglich einwandfreie Sitz der Prothesen nicht mehr gewährleistet ist. In derartigen Fällen müßte eigentlich jeder Prothesenträger zu seinem Zahnarzt gehen, aber viele tun es trotz guten Zuredens nicht. Die meisten von ihnen scheuen den Weg zum Zahnarzt aus Furcht vor dem Bohrer, obwohl es bei Vollprothesen nichts mehr zu bohren gibt. Andere wieder denken an die Kosten für die Änderungen, obwohl diese im allgemeinen durchaus tragbar sind.
Es gibt aber auch Zahnprothesenträger, die trotz unserer Aufklärungsarbeit nicht zum Zahnarzt gehen, weil sie das Geld für eine Prothese nicht aufbringen können. In derartigen Fällen behelfen die Prothesenträger sich mit Kukident und sind damit auch sehr zufrieden.
Tausende von Zahnärzten empfehlen ihren Patienten mit gutem Gewissen die Kukident-Präparate, und zwar nicht nur das Kukident-Reinigungs-Pulver, sondern auch das Kukident-Haft-Pulver oder die Kukident-Haft-Creme, weil sie bei Nachfragen nach der Wirkung immer wieder die Bestätigung erhalten haben, daß die Patienten zufrieden sind.
Die Kukident-Präparate haben sich seit Jahren vielmillionenfach bewährt.

## Selbst Könige benutzen Kukident!

Neben prominenten Persönlichkeiten und hohen Würdenträgern zählen sogar ausländische Könige zu den Benutzern der Kukident-Präparate.
In unseren Inseraten haben wir schon häufig berichten können, daß durch das Herausfallen künstlicher Gebisse recht peinliche Situationen entstanden sind. Bei diesen Veröffentlichungen handelt es sich um tatsächliche Vorkommnisse. Es gibt kaum ein Fundbüro, welches keine künstlichen Gebisse „auf Lager" hat, und sogar die Polizei und die Feuerwehren wurden schon in Anspruch genommen, um plötzlich verlorengegangene künstliche Gebisse zu suchen. Die Zeitungen berichten oft über derartige Fälle, und uns werden Woche für Woche neue Begebenheiten mitgeteilt.
In Amerika und England ist die Zahl der Prothesenträger sehr viel größer als in Deutschland. Infolgedessen ist dort der Verbrauch an Haftmitteln ungeheuer groß. Aber Schäden sind auch dort trotz des wesentlich größeren Verbrauches nicht entstanden.

## Der beste Beweis!

Wir sind auch gegen Haftpflicht versichert. Unsere Versicherungs-Gesellschaft hat aber, obwohl wir seit Jahren bedeutsame Mengen von unseren Kukident-Haftmitteln herstellen und liefern, noch nicht eine einzige DM zu zahlen gehabt, weil unsere Erzeugnisse den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen und unschädlich sind.
Daß sich gelegentlich ein Zahnarzt über eine unserer Anzeigen ärgert, läßt sich nicht vermeiden, denn: es jedem recht zu machen, ist eine Kunst, die niemand kann, also auch wir nicht.

## Kukident reinigt selbsttätig!

Millionen Zahnprothesenträger bevorzugen seit Jahren die selbsttätige Reinigung mit dem vielgerühmten Kukident-Reinigungs-Pulver. 1 Kaffeelöffel davon wird in einem Glas Wasser verrührt und das künstliche Gebiß über Nacht hineingelegt. Am nächsten Morgen ist es ohne Bürste und ohne Mühe hygienisch einwandfrei sauber, frisch, geruchfrei und keimfrei.
Wer sein Gebiß auch nachts nicht missen möchte, verwendet zweckmäßigerweise morgens den Kukident-Schnell-Reiniger. Hier genügt in der Regel schon ein Schnellbad von 30 Minuten, um den gleichen Sauberkeitseffekt zu erzielen wie mit dem normalen Kukident-Reinigungs-Pulver über Nacht.
Zur Reinigung mit Bürste gibt es die Kukident-Zahnreinigungs-Creme für 1 DM und die zweiteilige Kukident-Spezial-Prothesenbürste mit 15 Borstenreihen für 1.50 DM.

## Ihr Gebiß sitzt stundenlang fest,

wenn Sie morgens etwas Kukident-Haft-Pulver oder das Kukident-Haft-Pulver extra stark auf die Gebißplatte streuen. Unbesorgt können Sie dann sprechen, lachen, singen, husten, niesen und sogar feste Speisen essen.
Bei schwierigen Kieferverhältnissen, insbesondere bei unteren Vollprothesen, hat sich die patentierte Kukident-Haft-Creme fast immer als letzter Retter in der Not erwiesen. 3 Tupfer genügen meist schon, um Ihnen Sicherheit bis zum Abend zu geben.
Für Zahnprothesen mit Saugern empfehlen wir die rosafarbenen Kukident-Saugplättchen, die Sie in Beuteln mit 10 Plättchen für 75 Dpf. in 2 Größen erhalten.

## Das neuartige Kukident-Gaumenöl

ist ein vorzügliches Kosmetikum, um das Tragen Ihrer Zahnprothese wesentlich angenehmer zu gestalten. Man reibt den Gaumen und die Kiefer vor dem Schlafengehen damit ein. Das verhütet unangenehme Reizungen und störende Druckstellen. Zwei weitere Vorteile: Schwammig gewordenes Zahnfleisch wird wieder glatt, und das Zahnfleisch wird gefestigt. Dadurch wird das Anpassungsvermögen der Prothesen erhöht. Das Kukident-Gaumenöl wird in einer modernen Plastik-Tropfflasche für 1.50 DM geliefert.
KUKIROL-FABRIK, WEINHEIM (BERGSTRASSE)

# Von

Eine richtige Frau entdeckt immer wieder Gelegenheiten, für die sie beim besten Willen nicht weiß, was sie anziehen soll. Bummeln Sie deshalb mit, rund um die Uhr, von acht bis um acht. Sie entdecken bestimmt eine Gelegenheit, für die ein neues Kleid da sein müßte. Zum Beispiel ein Pepitakleid (Modell Uli Richter), mit dem jeder Tag beginnen könnte...

Gegen 11, an einem Tag im Mai, bei einer Verabredung mit Frühaufstehern oder bei einem Besuch — das sind wichtige Angelegenheiten und modisch wichtige Gelegenheiten — gibt eine Frau sich gern ein bißchen offiziell. Zumindest was die Kleidung betrifft. Deshalb müßte es ein dunkles Kleid in der modischen Jumperlinie (Modell Schwichtenberg) sein . . .

Der Uhrzeiger rückt weiter. Eine Fahrt im Wagen, nicht ins Grüne, sondern zu einem gemeinsamen Mittagessen, steht für 13 Uhr auf dem Tagesprogramm. Ein Kostüm ist — oder wäre — jetzt ideal. Zum Beispiel so eines wie dieses Modell von Staebe-Seger. Es ist weiß-braun gestreift — denn Streifen machen schlank...

Wenn die schlanke Linie keinen Kummer bereitet, dürfte dieses weiße Complet Sie um die Mittagsstunde bestimmt an das Ziel Ihrer — modischen — Wünsche führen. Es ist ein Ostergaard-Modell, mit der für die neue Mode typischen Bluse, deren Stoff als Jackenfutter wiederkehrt.

Dolce far niente, sagt die Italienerin, sie ruht nach dem Essen. Sie ist erst gegen 16 Uhr wieder zu sprechen — und ist dann auch wieder modisch up-to-date. Modisch up-to-date für diese Tagesstunde ist auch das Oestergaard-Modell aus weiß-schwarz, schwarz-weiß getupfter Seide . . .

Zwei Stunden später. Es ist Cocktail-Zeit, und das Kleid müßte für diese Gelegenheit einen Hauch eleganter als um die Teestunde sein. Blues heißt deshalb auch das kragen- und ärmellose Kleid aus Baumwoll-Imprimé von Schwichtenberg.

Eine Spur sportlicher, aber nicht weniger elegant für die gleiche Zeit und die gleiche Gelegenheit ist das bestickte Complet (Staebe-Seger) aus Wollrips in der Modefarbe Rosé. Die modische Silhouette wird noch durch einfarbige Blenden betont.

# früh bis spät

Die Krönung des Tages ist der Abend — und die Krone im Kleiderschrank gebührt dem Abendkleid. Zur Theaterpremiere oder zum Sommernachtsball, bei beiden Gelegenheiten möchte eine Frau gefallen — aber nicht auffallen. Sie tut es — oder täte es — in solch einem perlenbestickten Abendkleid (Fredeking) aus hellblauem Duchesse. Fotos: Haenchen

## Drei Viertel unserer Erdoberfläche liegen unter Wasser: Neuland für unsere Wissenschaftler und unerschöpfliches Reservoir für unsere Rohstoffquellen

**In die unbekannte Welt** unterhalb des Meeresspiegels wagt sich der Mensch schon seit etwa 100 Jahren. Doch wie es den Raketenforschern jetzt erst gelang, die Anziehungskraft der Erde zu überwinden, so gelang den Tiefseepionieren erst vor wenigen Jahren der entscheidende Vorstoß in die unerforschten Bereiche der Tiefsee. Unser Bild verdeutlicht die einzelnen Phasen des menschlichen Kampfes mit der Tiefe (Bildfortsetzung auf der gegenüberliegenden Seite). An den Bildrändern die Meerestiefe in Metern.

**Der Mensch ist in den Weltenraum vorgestoßen. Er hat die Grenzen der Schwerkraft überwunden und wendet sich den Gestirnen zu. Die Dimensionen seines Denkens beginnen sich zu verändern: Er denkt in Lichtsekunden, Lichtminuten, Lichtjahren. Die Planeten unseres Sonnensystems sind für ihn in erreichbare Nähe gerückt. Alle Welt spricht davon, alle Zeitungen schreiben darüber: Der Mensch erobert das Universum! Doch er schickt sich an, das Weltall zu erforschen, ohne zuvor seinem Heimatplaneten die letzten Geheimnisse entrissen zu haben. Mehr als 70 Prozent unserer Erdoberfläche sind mit Wasser bedeckt, und damit sind mehr als 70 Prozent unseres Lebensraumes „terra incognita", Neuland, dessen Fläche in unseren Atlanten eigentlich weiß, anstatt blau, gezeichnet sein sollte. Wann wird es uns gelingen, auf einem anderen Stern zu landen, und wann erst recht werden wir fähig sein, dieses neuentdeckte Land für die Menschheit nutzbar zu machen? Selbst nach den optimistischsten Schätzungen wird bis dahin wohl noch ein halbes Jahrhundert vergehen. Aber inzwischen vermehrt sich die Menschheit um nicht weniger als 50 Millionen im Jahr (das sind täglich 136 984 mehr Menschen, als bisher auf der Erde lebten). Das Ende der Rohstoffquellen ist abzusehen. Man beginnt, sich Sorgen zu machen. Sorgen, die zwar nicht hochaktuell, nichtsdestoweniger aber wohlbegründet sind. Wo ist ein Ausweg, wo eine Lösung zu finden? — Vor etwa eineinhalb Jahren ist Jacques Piccard, der Sohn des bekannten Tiefseepioniers Auguste Piccard, zusammen mit dem amerikanischen Marineleutnant Don Walsh mit seinem Tauchboot, dem Bathyskaph „Trieste", im Marianengraben bis in eine Meerestiefe von 11 521 Metern vorgedrungen. Nach vielen Tauchversuchen ist man in einen Bereich vorgestoßen, der bisher für den Menschen als unerreichbar galt. Schon bei den vorhergegangenen Expeditionen, denn als solche muß man diese Tauchversuche bezeichnen, haben Instrumente Mangan, Kobalt, Nickel und Eisen in den Bergen und Schluchten des Meeresbodens registriert, ganz zu schweigen von der Unzahl von chemischen Bestandteilen, die das Meerwasser in sich birgt. Wann wird man nun aufbrechen zur endgültigen Eroberung der Tiefe? Wann wird man erkennen, daß uns das Hemd näher ist als der Rock? — Im Abgrund unserer Ozeane liegt eines der wichtigsten Aufgabengebiete der Wissenschaft, das man über der Entdeckung des Weltalls nicht vergessen sollte.**

**Durch eine „Milchstraße“** von Fischen tauchte im Jahr 1954 das französische Tauchschiff „FNRS 3“ vor Dakar bis in eine Tiefe von 4050 Metern (oben). Erst die geniale Erfindung des bekannten Schweizer Tiefseeforschers Auguste Piccard, sein Bathyskaph „Trieste“, ermöglichte einen Vorstoß in optimale Tiefen unserer Meere. Im Bild Professor Auguste Piccard und sein Sohn Jacques.

**100 000 l Benzin** und 16 t Eisenschrot sind der Ballast, den die „Trieste“ (oben) zum Manövrieren unter Wasser braucht. Die Wissenschaftler sitzen in einer Kugel aus Chrom-Nickel-Molybdänstahl, die in der Firma Krupp in monatelanger Arbeit nach Angaben von Professor Piccard sen. geschmiedet worden war. Panzerglasfenster gestatten den Ausblick in die Tiefsee.

# ... und wovon leben wir morgen?

**Reich an ungehobenen Schätzen** in Form von seltenen Mineralien und Erzen ist der Meeresboden. Wird es dem Menschen gelingen, sie zu bergen? Bis in eine Tiefe von 11 521 Metern drangen am 23. Januar 1960 der Tiefseeforscher Jacques Piccard und der amerikanische Marineleutnant Don Walsh bei einem Tauchversuch im Marianengraben vor. Ein unvorstellbarer Wasserdruck lastete dabei auf jedem Quadratzentimeter des Bathyskaph „Trieste“.

**Der Afrikaforscher und Schriftsteller Rolf Italiaander berichtet in dieser neuen Serie über die kommunistischen Aktionen zur Eroberung des schwarzen Erdteils.**

# Der Griff nach Afrika

**Gespräche in Moskau.** Auf dem XXV. Internationalen Orientalisten-Kongreß in Moskau im August 1960 trafen sich zum erstenmal auch Afrikanisten. Unser Bild zeigt Rolf Italiaander (Mitte), der gegenwärtig eine Gastprofessur für Afrikanische Geschichte in Amerika hat, im Gespräch mit indischen, russischen und amerikanischen Delegierten. Nach dem Kongreß besuchte Italiaander Sowjetisch-Zentralasien, das Lenin selber einmal als koloniales Gebiet Rußlands bezeichnet hat. Die meisten Usbeken (Bild unten) fühlen sich auch als unterdrücktes Kolonialvolk.

**Die Weltpolitik heute wird von der Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Kommunismus bestimmt. Der Kommunismus befindet sich in der Offensive. Schon in seiner erfolgreichen Serie „Hexenkessel Westafrika", veröffentlicht in der Frankfurter Illustrierten, hat Rolf Italiaander auf den Vorstoß des Kommunismus in Afrika hingewiesen. In dieser neuen Serie „Griff nach Afrika" wird er zum erstenmal schildern, wie der Weltkommunismus systematisch und mit allen nur erdenklichen Mitteln versucht, die Fehler des Westens in Erfolge des roten Ostens umzumünzen. Das war schon so, als um 1930 in Hamburg die erste internationale kommunistische Zeitschrift der afrikanischen Welt, „The Negro Worker", redigiert und in alle Welt verschickt wurde. - Rolf Italiaander besuchte als amerikanischer Professor für Afrikanische Geschichte und Zivilisation im August 1960 den XXV. Orientalisten-Kongress in Moskau. Anschließend reiste er nach Russisch-Zentralasien, nach Taschkent, Samarkand und Buchara, vor kurzem noch Sperrgebiete. Aus seinen Beobachtungen dort läßt sich ableiten, was aus den afrikanischen Ländern werden würde, sollten sie dem Sowjetsystem anheimfallen.**

Propagandafotos. In der letzten Zeit sind auf politischen Propagandabildern in Moskau nachträglich Afrikaner aufgemalt worden. Vor solchen Bildern treffen Russen sich dann mit Vertretern der farbigen Welt — für Propagandafotos.

Sekou Touré. Zu den afrikanischen Stars in der Sowjetunion gehört der Präsident von Guinea, Sekou Touré, der sich für Propagandazwecke gern mit Arbeitern fotografieren läßt. Die Sowjets unterstützten Guinea auf allen Gebieten.

Haile Selassie. Auch Kaiser Haile Selassie von Äthiopien hat eine Propagandareise durch die Sowjetunion unternommen. In einer Thronrede äußerte der Kaiser sich voller Begeisterung über seine in Rußland gewonnenen Eindrücke.



Die kommunistische Weltrevolution wird in zwanzig Jahren eine vollendete Tatsache sein! Denn wenn Asien und Afrika von den kapitalistischen Ländern in Europa gelöst worden sind, wird ein totaler wirtschaftlicher Zusammenbruch in Westeuropa eintreten. Dort wird die Kapitulation ganz von selbst die Folge sein.

In den Vereinigten Staaten wird auf die europäische Krise der eigene wirtschaftliche Zusammenbruch und der völlige Zusammenbruch der Industrie folgen. Kanada und Südamerika werden sich in demselben Zustand der Hoffnungslosigkeit und des Ausgeliefertseins befinden.

Dem allem wird vorausgehen, daß Indien gewonnen werden wird; dann nämlich lassen sich zunächst die Probleme der Philippinen und der Arabischen Staaten leicht durch wirtschaftliche Zusammenarbeit, Pakte, gemeinsame Fronten und Koalitionen lösen. Diese Aufgabe kann im Jahre 1965 beendet sein. Dann wird die Welle der Revolution über ganz Afrika hinwegbrausen, und die Imperialisten und Kolonialisten werden schnell ins Meer geworfen sein. Tatsächlich kann diese

*

# Der Griff nach Afrika

## Zum Ritter geschlagen

Der Schriftsteller und Afrikareisende Rolf Italiaander, Autor unserer neuen großen Serie „Der Griff nach Afrika", ist für seine langjährigen Bemühungen um Toleranz und Verständnis zwischen den Völkern und Rassen mit einer hohen Auszeichnung geehrt worden: in der Peterskapelle zu Nürnberg (Bild oben) wurde er von Felix Graf Luckner (Bilder links) zum Ritter des Souveränen Tempelherren-Ordens geschlagen. Felix Graf Luckner, der weltberühmte „Seeteufel", ist der Großmeister des Ordens. Die „arme Ritterschaft vom Tempel" wurde 1119 durch Hugo von Payens gegründet. Der Orden hat seinen historischen Sitz in Jerusalem. Er ist außer in europäischen auch in afrikanischen und amerikanischen Ländern vertreten.

machtvolle Bewegung schon viel früher beginnen."

In zwanzig Jahren also soll die kommunistische Weltrevolution eine vollendete Tatsache sein – das wäre im Jahre 1973. Denn diese für den freien Westen so düsteren kommunistischen Prognosen stammen aus einem geheimen Memorandum, das im März 1953 von dem damaligen chinesischen Staatspräsidenten Mao Tse-tung, heute noch der führende Kopf des Kommunismus in China, aufgestellt worden war.

### „Ich ersuche um Zustimmung . . ."

Als etwa ein Jahr später, am 29. April, der amerikanische Senat tagte, erregte wie schon oft der Senator William Fife Knowland, Republikaner aus Kalifornien, Aufsehen. Denn dem Senat war das geheime Memorandum des chinesischen Staatspräsidenten Mao Tse-tung, bestimmt für die Sowjetunion, vorgelegt worden. Der Senator hatte den Bericht kommentiert, und das Haus hatte ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit zugehört. „Die Parole ‚Asien für die Asiaten' würde richtiger heißen: ‚Asien für die Kommunisten'", führte der Senator aus. Daran sei seit dem Auftreten Tschu En-lais in Genf nicht mehr zu zweifeln.

Schließlich sagte Senator Knowland: „Herr Präsident, ich ersuche um Zustimmung, daß der Inhalt des Memorandums zum neuen Programm der Weltrevolution, das durch Tschu Enlai im März 1953 nach Moskau gebracht wurde, im Tagesbericht abgedruckt werde. Dieses Dokument erläutert die Politik des Kommunismus als eine Aufforderung zur Weltrevolution. Es muß allgemein bekannt werden."

Ein Einspruch erfolgte nicht, und so wurde der Inhalt des Memorandums im Tagesbericht des Senats abgedruckt. Von hier aus gelangte es in die Weltöffentlichkeit. China und die Sowjetunion waren wenig erfreut darüber. Der Westen aber konnte Senator Knowland nur dankbar sein.

### „Die Vorbereitungen müssen 1960 beendet sein."

Mao Tse-tung beginnt seine historische Denkschrift:

- „Dank der weisen Führung des Genossen Stalin sind unerhörte Fortschritte in bezug auf die Weltrevolution erzielt worden. Den Erfolg, der sowohl in Europa als auch in Asien nach dem zweiten Weltkrieg zu verzeichnen ist, haben wir ausschließlich der fähigen und richtigen Führung und Leitung des Genossen Stalin zu verdanken. Möge seine Weisheit uns auch heute noch führen."
- Mao Tse-tung erklärt dann, daß ganz Asien als „unser unmittelbares Ziel" angesehen werden müsse. Unter den augenblicklichen Umständen erscheine ihm eine „kräftige Aktion, etwa eine interne Revolution, wirksame Infiltration oder Einschüchterung bis zur Inaktivität als unmöglich." Stärkere Maßnahmen dagegen könnten zu einem Krieg führen. Da mit einem Sieg nicht mit Gewißheit gerechnet werden könne, müsse ein Weltkrieg vorläufig vermieden werden.
- Den asiatischen Ländern müsse dennoch die Hauptaufmerksamkeit gewidmet werden. 1960 müßten die offensiven und defensiven Vorbereitungen der Sowjetunion und Chinas beendet sein. Indonesien werde eines Tages den Kommunisten als reife Frucht in den Schoß fallen. „Im Falle Indiens sollten nur friedliche Mittel angewandt werden. Jede Anwendung von Gewalt wird uns die Feindschaft der arabischen Staaten und Afrikas einbringen; denn Indien wird dort als unser Freund angesehen."
- Die Vereinigten Staaten müßten mit allen Mitteln isoliert werden. England müsse gebunden werden, indem man es davon überzeugt, daß die Hauptprobleme zwischen Ost und West gelöst werden und daß die kommunistischen und die kapitalistischen Länder nebeneinander in Frieden leben können.

Mao Tse-tung war also damals wohl der erste, der auf die Koexistenz hinwies, die er später bei seinem Genossen Chruschtschow derart heftig kritisierte.

- Im Falle Frankreichs müsse Kriegsmüdigkeit und Furcht vor Deutschland gründlich ausgenutzt werden, meinte der Präsident der Chinesischen Volksrepublik. Die Franzosen müßten wissen, daß eine Zusammenarbeit mit den kommunistischen Ländern mehr Sicherheit brächte als eine Zusammenarbeit mit dem Westen. Japan dürfe unter keinen Umständen wieder aufrüsten, auch sei es von einer Zusammenarbeit mit den USA abzulenken.

Im März 1953 also wurde dieses Memorandum von Tschu En-lai nach Moskau gebracht. Im Laufe unseres Berichtes kann jeder Leser selber überprüfen, inwieweit sich Mao Tse-tungs kühne Prophezeiungen verwirklichen – oder auch nicht.

### Die NATO wird gewarnt

Als im Dezember 1958 die NATO-Außenminister zu einer Tagung in Paris zusammenkamen, sollten sie bald merken, daß es sich diesmal nicht um ein routinemäßiges Treffen handelte. Das NATO-Sekretariat hatte den Außenministern einen Bericht ganz besonderer Art vorzulegen: Rußland habe vor, den westlichen Einfluß in Afrika zunichtezumachen und seine Herrschaft über den ganzen Kontinent auszudehnen.

Die NATO-Außenminister traf die Meldung keineswegs unvorbereitet. Was aber stutzig machte, waren Einzelheiten. Es wurde bekanntgegeben, daß der Bericht des NATO-Sekretariats auf einer Reihe von alliierten Geheimquellen beruhe, und folgende Punkte wurden besonders hervorgehoben:

1. Es stehe eine sowjetische diplomatische Offensive bevor, die die afrikanischen Nationen zum Neutralismus, zum Nationalismus und zum Mißtrauen gegenüber dem Westen beeinflussen wolle und gleichzeitig für Handels- und Kulturbeziehungen mit Moskau zu werben beabsichtige.
2. Es seien inoffizielle sowjetisch gesteuerte Schritte zum Schutz des kommunistischen Einflusses auf die vielen und verschiedenartigen lokalen nationalistischen Organisationen zu erwarten.

Im Rat der Außenminister erhob sich

# Von jetzt ab wird PRIVAT geraucht

Sie hat alles, was eine Filter-Cigarette weit über den Durchschnitt hebt: Erlesene Tabake, würzig-reines Aroma, sympathische, natürliche Frische –

die neue **MURATTI PRIVAT** 20 Stück DM **1,75**

die Frage, welches Land der Sowjetunion als Basis für ihre Operationen diene.

Ein Beamter des NATO-Sekretariats erläuterte: „Die Sowjetunion benutzt bei ihren Manövern derzeit Präsident Gamal Abdel Nassers Vereinigte Arabische Republik als Brückenkopf für das Eindringen in den Kontinent. Wir haben aber Anhaltspunkte, daß bald auch andere Länder dem Kreml als Brückenkopf dienen werden."

Vor wenigen Wochen war Guinea von Frankreich abgefallen. Die kommunistischen Länder hatten sofort Verträge mit Präsident Sékou Touré geschlossen. Sicherlich dachte der Berichterstatter an die jüngsten Vorgänge in Westafrika.

Die Debatte über den Afrikabericht des NATO-Sekretariats dauerte ungewöhnlich lange. Jeder der Minister, Staatssekretäre und sonstigen Beamten spürte die Bedeutung dieser Meldung.

Der größte Teil Afrikas liegt zwar nicht im Bereich der NATO, aber was auf dem ruhelosen Kontinent geschieht, trifft lebenswichtig die Strategie und die Stabilität der Allianz.

Der Berichterstatter führte weiter aus: „Unsere politischen und strategischen Planer sind der Meinung, daß Rußlands Kampagne zwei Absichten hat:

1. das sowjetische Ziel, einige europäische Schlüsselländer von den Rohstoffquellen in Afrika zu trennen – eine Entwicklung, die die Wirtschaft dieser Länder brechen würde,
2. die sowjetische Hoffnung, die Vereinigten Staaten von ihren Freunden in wichtigen Teilen Afrikas zu trennen."

Warum eigentlich war der Rat der NATO-Außenminister so verwundert? Warum stürzte sich die Presse des Westens auf diese Nachricht wie auf eine Sensationsmeldung ersten Ranges? Das war sie doch gar nicht. Die Meldung bestätigte doch nur, was schon längst bekannt war. Aber der Westen hatte wohl in den letzten Jahren in eitler Selbstgefälligkeit Meldungen der Geheimdienste und Berichte der Korrespondenten nicht ernst genug genommen. Es war wohl noch immer unfein, sich mit den Kommunisten, ihrer Ideologie und ihren Zielen zu befassen.

Die Welt sähe heute gewiß anders aus, wenn der Westen den Marxismus und Leninismus nicht häufig derart leichtfertig bagatellisiert hätte, oder wenn diejenigen, die Kommunisten aus Idealismus waren (es gibt selbst christliche Kommunisten!) nicht wie Verbrecher behandelt worden wären. Wer in den zwanziger Jahren spürte, was sich in der Welt anbahnte, setzte sich mit dem Kommunismus auseinander, vielleicht sympathisierte er sogar mit ihm. Mancher berühmte Intellektuelle tat es. Denken wir an André Gide, André Malraux, Arthur Koestler, Stephan Spender, Richard Wright.

Wer sich jedoch damals mit dem Kommunismus befaßte, wurde insbesondere von der Masse des Bürgertums häufig abweisender behandelt als ein Aussätziger. Einer Ideologie wußte man nicht mit einer anderen Ideologie zu begegnen, sondern glaubte, den Kommunismus mit Stammtischdebatten oder patriotischen Gefühlsausbrüchen schlagen zu können. Die Kommunisten lachten darüber und setzten planmäßig ihre Arbeit fort mit dem Ziel, die von Lenin prophezeite Weltrevolution auszulösen.

**Heute muß selbst der schärfste Gegner des Kommunismus zugeben: Die Genossen haben gut gearbeitet. Lassen wir die Mittel außer acht, die sie angewendet haben, sehen wir nur ihre Erfolge. Die kommunistische Grenze zieht sich durch Mitteleuropa: die Tschechoslowakei, Polen, Albanien, Bulgarien, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien und Mitteldeutschland werden kommunistisch regiert. Größte Teile Asiens sind kommunistisch: die Chinesische Volksrepublik, Nordkorea, Nordvietnam, die Äußere Mongolei. Und sogar vor der Haustür Amerikas breitet sich der Kommunismus aus. Die Ereignisse in Kuba dürften für die westliche Hemisphäre vielleich einmal die gleiche Bedeutung haben wie für die östliche Hemisphäre das Entstehen der Volksrepublik China. Insgesamt leben heute über 900 Millionen Menschen in kommunistischen Systemen!**

## Der Griff nach dem Kongo

Im Afrikajahr 1960 wurden die Absichten der Sowjetunion auf dem afrikanischen Kontinent in keinem anderen Land so offenbar wie in der Republik Kongo, die bisher Belgisch-Kongo hieß.

Wie unheimlich schnell ging alles! Den Belgiern glitten die Zügel zusehens aus den Händen. Die Sowjetführer wußten sie sofort aufzunehmen. Und wieder einmal hatten sie ausgesprochen leichtes Spiel.

„Die Regenten von Belgisch-Kongo waren während der belgischen Herrschaft zwei große K – nämlich Katholizismus und Kapitalismus." Das sagte einem jeder ehrliche Belgier, der keine Scheuklappen vor den Augen trug. Das belgische Kolonialsystem nannte sich Paternalismus.

Während sich in allen anderen Ländern Afrikas stetig eine Elite bildete, wurde dieser natürliche Prozeß in Belgisch-Kongo verhindert. Volksschulen gab es zwar mehr als in anderen Ländern Afrikas; Mittelschulen, Hochschulen jedoch wurden für die Kongolesen nicht gebaut. „Wir wollen keine intellektuelle Oberschicht", war die These der belgischen Kolonialverwaltung.

Was war die Folge? Es bildete sich in Belgisch-Kongo eine Arbeiterklasse und bestenfalls ein Kleinbürgertum, mehr indessen nicht. Sie aber sind immer ein guter Nährboden für kommunistische Ideale gewesen. Halbgebildete werden leicht Opfer totalitärer Anschauungen.

Politische Parteien wurden in Belgisch-Kongo erst im Sommer 1958 zugelassen. Im Januar 1959 kam es zu einem blutigen Aufstand in der Hauptstadt Leopoldville und anderweit. Die politischen Führer, die sich schnell aus der Masse hervorhoben, verlangten Verhandlungen über die Unabhängigkeit des Landes. Das Liebäugeln mit der Sowjetunion begann bereits jetzt.

Joseph Kasa-Vubu, heute Präsident

der unabhängigen Republik Kongo, damals politischer und religiöser Führer vor allem im Niederkongo, ließ bei der Abako-Bewegung (Abako = Association des Bakongo pour l'Unification, la Conservation et l'Expansion de la langue Kikongo) in den Reden seiner Mitarbeiter immer häufiger Lenin und Chruschtschow als Helfer im afrikanischen Befreiungskampf zitieren.

Patrice Lumumbas Partei, der Mouvement National Congolais (MNC), erhielt eine Sonderfinanzierung von 85 Millionen belgischen Franken. Ein Viertel des Betrages, so hieß es, stammte von Kwame Nkrumah und Sékou Touré, ein Viertel von Banken aus dem Westen, die andere Hälfte jedoch soll ihm aus dem Osten zur Verfügung gestellt worden sein.

Vom 20. Januar bis 20. Februar 1960 tagte in Brüssel die Kongo-Konferenz, auf der schließlich beschlossen wurde, der Kolonie am 30. Juni 1960 die Unabhängigkeit zu geben.

### Baudouin und Lumumba

Der 30. Juni war ein rauschendes Fest im ganzen Lande. Selbst der junge belgische König Baudouin I. erschien als Gast. Ministerpräsident Lumumba allerdings hatte nur wenige freundliche Worte für die frühere belgische Herrschaft. Er nannte sie „ein beschämendes Regime der Unterdrückung".

Nie zuvor waren in Afrika bei der Machtübergabe derartige Worte gesprochen worden. Bisher hatten sich selbst die schärfsten Nationalisten bemüht, zumindest nach außen hin die Form zu wahren. In Leopoldville geschah es nicht. Das Chaos im Kongo beschäftigt seitdem unaufhörlich die Vereinten Nationen.

Die Vorgänge sind so viel geschildert worden, daß es sich erübrigt, im einzelnen darauf einzugehen. Hier interessiert ja auch nur die Reaktion der Sowjetunion. Wie war sie? Nutzte Chruschtschow die Stunde?

Während die westlichen Delegationen, die zur Unabhängigkeitsfeier kamen, bald wieder abreisten, blieb die der Sowjetunion, die im übrigen eine der größten war. „Wir müssen Verhandlungen aufnehmen", erklärten die Sowjetvertreter der Presse. Die sowjetische Botschaft mietete sofort ein Hochhaus und gab gleichzeitig bekannt, hier in Leopoldville eine der größten sowjetischen Dienststellen in Afrika einrichten zu wollen.

### Wasser auf Chruschtschows Mühlen

Im Laufe der Krise wandte sich Ministerpräsident Lumumba mehrfach hilfeheischend an die Sowjetunion. Hinterher widerrief er seine Appelle und Telegramme. Er erklärte sogar: „Ich bin kein Kommunist." Immerhin, Kasa-Vubu und Lumumba gaben den Startschuß, um die sowjetische Regierung in die Arena zu rufen. Präsident und Ministerpräsident der jungen Republik erklärten gemeinsam: „Es ist möglich, daß wir gezwungen sind, die Sowjetunion um Intervention zu ersuchen, wenn das westliche Lager seine Aggressionen gegen die Souveränität des Kongo nicht einstellt."

Was konnte Chruschtschow willkommener sein als ein solcher Appell? Er richtete eine Botschaft an die Kongo-Regierung, in der es hieß:

**„Die sowjetische Regierung und die Völker der Sowjetunion verfolgen mit unverminderter Aufmerksamkeit die Entwicklung in der Republik Kongo, die ein Opfer der imperialistischen Intervention geworden ist... Die**

# Der Griff nach Afrika

**In Moskau werden afrikanische Delegationen stets überreich bewirtet. Wenn die Gäste dann noch Lieder ihrer Heimat singen, kennt die Verbrüderung keine Grenzen mehr. Die Sowjetregierung weiß sehr gut, wie man ausländische Delegationen behandeln muß, um sie für sich zu gewinnen.**

**Völker kennen nur zu gut das Antlitz der Kolonialherren, ihre zahllosen Bestialitäten im Kongo wie auch in anderen Gebieten Afrikas, die Vernichtung von Millionen Menschen, die Versuche der Kolonialherren, den Kongo hermetisch von der Außenwelt zu isolieren... Die imperialistische Intervention gegen die Republik Kongo ist ein Versuch, den Prozeß der vollständigen Befreiung Afrikas aufzuhalten und, wenn möglich, rückgängig zu machen.... Die Forderung der Sowjetunion ist eindeutig: Hände weg von der Republik Kongo! Die Regierung des Kongo kann gewiß sein, daß die sowjetische Regierung der Republik Kongo die nötige Hilfe gewähren wird, die für den Sieg ihrer gerechten Sache erforderlich ist."**

Und doch mußte die Sowjet-Delegation (zusammen mit der tschechischen) im September aus Leopoldville überstürzt abreisen. Dies erzwang der durch einen Militärputsch zur Macht gekommene Oberst Joseph-Desiré Mobutu.

Diese Demütigung zweier Staaten des Ostblocks vor der Weltöffentlichkeit schmerzte die Sowjetunion sehr. Vor der UN-Vollversammlung zögerte Ministerpräsident Chruschtschow nicht, den Generalsekretär Dag Hammerskjöld verantwortlich zu machen und ihn mit scharfen Worten zu attackieren, ja, sogar seinen Rücktritt zu fordern. Auch die belgische Regierung und alle NATO-Staaten wurden vom sowjetischen Premier deshalb angegriffen, sie hätten sich „nach den Interessen der Monopolisten an den Kongobodenschätzen" gerichtet.

Die belgische Regierung rief schon im August 1960 den belgischen Botschafter aus Moskau zurück. Die Sowjetunion habe sich in interne Fragen Belgien eingemischt, erklärte Brüssel. Die Haltung Belgiens war begreiflich - und auch wieder nicht. Denn was die Sowjetunion tat, entsprach doch nur dem, was der Marxismus-Leninismus vorschrieben. Oder hatte man etwa auch in Brüssel Marx, Engels, Lenin und die anderen Ideologen des Kommunismus nicht gelesen, weil das „unfein" war?

Einen Parallelfall, wenn auch auf anderer Ebene, gab es in Deutschland. Zu wenige hatten Hitlers „Mein Kampf" gelesen, weil das als „unfein" galt. Dann waren viele Deutsche überrascht und empört, als Hitler, nun Reichskanzler geworden, das tat, was er 1924 auf der Festung in Landsberg geschrieben hatte.

„Wehret den Anfängen!" Die Historiker haben die Richtigkeit dieser alten Spruchweisheit dargestellt, und man kann den Spruch in den Schulbüchern finden. Aber oft möchte man meinen, Weisheiten würden nur formuliert, um schließlich ins Museum gehängt, statt im Leben realisiert zu werden.

## Antikolonialismus in der Weimarer Republik

Seit der Oktober-Revolution von 1917 versucht die Sowjetunion in allen Ländern der Erde ihre Ideen durchzusetzen.

In Deutschland wurde bereits in den zwanziger Jahren in den Kreisen der deutschen Kommunisten auf internationaler Basis der Kampf gegen Kolonialismus und Imperialismus aufgenommen. Margarete Buber-Neumann erzählt in ihren Erinnerungen eine Episode, die sich auch in jedem anderen Lande hätte abspielen können und wohl als typisch für die damalige Zeit verzeichnet werden kann:

Zu den prominenten deutschen Kommunisten der Weimarer Republik gehörte Willi Münzenberg, Verleger kommunistischer Zeitungen („Welt am Abend") und Zeitschriften („Der Rote Aufbau"), Begründer einer Arbeiter-Bücherei („Münzenberg—Konzern"), Mitorganisator der „Internationalen Arbeiter-Hilfe" und Reichstagsabgeordneter der KPD.

In Münzenbergs Berliner Wohnung trafen sich häufig prominente deutsche und ausländische Kommunisten. Im Februar 1927 kamen bei ihm Genossen zusammen, die soeben von dem Brüsseler Kongress gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus zurückgekehrt waren. Sozialisten waren auch dabei. Zu ihnen gehörte der Vizepräsident der englischen Labour Party, Mitglied des Parlaments, George Lansbury.

Es war behauptet worden, der Brüsseler Kongreß im Palais Egmont sei von Moskau inszeniert worden. Lansbury wies diese Behauptung verärgert zurück. Es wäre eine Diskriminierung gewesen, „wenn die Liga und der Brüsseler Kongress unter dem Protektorat der Komintern gestanden hätten", berichtet Margarete Buber-Neumann in ihrem Buch „Von Potsdam nach Moskau".

Deutsche Kommunisten hingegen waren von dieser Feststellung enttäuscht. Sie wünschten sich offenbar Moskauer Einfluß, der ja auch tatsächlich vorhanden war. Es war kein Zufall, daß Münzenberg später Präsident der „Liga gegen den Imperialismus" wurde. Zufrieden wurden sie erst wieder, als der französische Dichter und Publizist Henri Barbusse, dessen Antikriegsroman „Das Feuer" damals in Deutschland viel gelesen wurde, eine Ansprache mit einer Huldigung an die Sowjetregierung beschloß: „Ich grüße Rußland, die Republik der Arbeiter und Bauern, die zum erstenmal in der Geschichte auf dem Boden ihrer Föderation die Gleichheit der Nationalitäten und Minoritäten hergestellt hat..." Lebte Barbusse heute noch, so dürfte er, der ein Gerechtigkeitsfanatiker war, solche Behauptungen wohl kaum mehr aufstellen.

Bei jenem Treffen in Münzenbergs Wohnung herrschte fröhliche Stimmung, und die Versammelten „sangen lustige Lieder". Dies wiederum mißfiel anwesenden Vertretern der kolonialen Völker. Ein Afrikaner namens Gumede war so enttäuscht, daß er bald nach Hause ging.

Beim Abschied half er Margarete Buber-Neumann in den Mantel. Er redete sie in deutscher Sprache an, und es stellte sich heraus, daß er „eine echt Berliner Pflanze, auf dem Wedding geboren und dort aufgewachsen", war. In Afrika war er nie gewesen.

Dennoch war Gumede den Berliner Kommunisten ein willkommenes Werkzeug. Bei Versammlungen der KPD hatte er über koloniale oder internationale Probleme zu sprechen und „revolutionäre Grüße als Vertreter der um ihre Freiheit kämpfenden Rif-Kabylen" zu überbringen. Ob er überhaupt wußte, was Rif-Kabylen waren? Ob es die kommunistischen Funktionäre wußten? Nun, in jenen Jahren war wohl überhaupt mancher „Delegierte" derartiger Kongresse ein Schwindler.

Margarete Buber-Neumann schreibt, „daß im großen und ganzen die Vertreter der kolonialen Völker auf die Sowjetunion vertrauten. Der Vorsitzende des Komitees zur Verteidigung der Neger-Rasse, Lamine Senghor, ein hagerer Senegalese mit abgezehrtem Gesicht und glühenden Augen, sagte an diesem Abend erregt: ‚Auf wen können wir denn zählen, wenn nicht auf die Sowjetunion? Sie ist das einzige Land auf der Erde, das den Kolonialismus wirklich bekämpft. Wäre sie nicht auf unserer Seite, dann könnten wir Kongresse über Kongresse abhalten, und niemand würde die Stimmen der unterdrückten Völker überhaupt beachten. Erst Sowjetrußland wird die Imperialisten dazu zwingen, uns Gehör zu schenken. Wenn man in einem der westlichen Länder auf Menschen stößt, die den Kolonialismus ablehnen, dann werden Sie feststellen, daß diese Menschen fast immer Freunde der Sowjetunion sind.'"

Diese Episode aus dem Leben von Margarete Buber-Neumann, die in ihren Memoiren auf erschütternde Weise ihren Weg vom Kommunismus zum Antikommunismus schildert, ist ein bezeichnender Beitrag zur damaligen Situation.

Weil aber auf die deutschen Kommunisten im Kampf gegen Kolonialismus und Imperialismus zu bauen war, sollte in Deutschland, und zwar in der Freien und Hansestadt Hamburg, die erste internationale Gewerkschaft der Arbeiter aus Afrika entstehen und hier in englischer Sprache die erste internationale Zeitschrift, der kommunistische „The Negro Worker" – redigiert und gedruckt werden. Dies geschah in einem der romantischen Alt-Hamburger Wohnviertel mit ihren freundlichen Fachwerkbauten, in der Nähe der Landungsbrücken, ganz in der Nachbarschaft von Hamburgs Wahrzeichen, dem „Michel".

**Im nächsten Heft:**

**Spuren in Moskau · Seemannskneipe „Rote Marine" Der Engel von St. Pauli · Als Missionsblatt getarnt**

Es ist eine Kunst, Karamellen zu machen! Sie sollen sahnig und mild sein – aber nicht zu süß. Sie sollen sanft und langsam auf der Zunge zergehen. Sie sollen schmecken wie direkt von Mutters Backblech genascht. So, wie die Vollmilch-Riesen von Storck!

## Nach alten Rezepten und Ihrem Geschmack

# STORCK

Storck VOLLMILCH-RIESEN -.20
STORCK VOLLMILCH

Storck VOLLMILCH-RIESEN -.20
STORCK NUSS

Storck VOLLMILCH-RIESEN -.20
STORCK SCHOKO

**Olaf Herfeldt:**

# DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

Ich weiß nicht, wie lange ich so da saß. Plötzlich hörte ich Schritte, und eine weibliche Stimme fragte über mir: „Ist Ihnen nicht gut?" Es war Maria, das Blumenmädchen . . . Zeichnung Bierwisch

**Alexander Trent hat es satt. Sein Leben als gefeierter Filmstar, die hysterischen Kollegen im Atelier, seine protzige Villa, die öden, exzentrischen Partys, seine seelenlose Frau Vera, den Whisky, den er in beängstigender Menge konsumiert — und im Grunde auch sich selbst. An seinem 44. Geburtstag sagt ihm der Filmjournalist Tillhaus auf den Kopf zu, was er ist: ein haltloser, in trunkenem Selbstmitleid versackter Großprotz. Aber er weiß es, und er sehnt sich danach, aus dem Teufelskreis seiner zweifelhaften Erfolge herauszukommen. — Spät in der Nacht verläßt Trent seine eigene Geburtstagsfeier und betrinkt sich in einer kleinen Kneipe in München-Schwabing. Ein verarmter Italiener namens Bonelli pumpt ihn erfolgreich um Geld an und hinterläßt dafür seinen Paß, bevor er das Lokal verläßt. Trent achtet nicht mehr darauf. Als ein hübsches Mädchen hereinkommt und Blumen verkaufen will, belästigt Trent sie, durchdrungen von seinem Starruhm und seiner männlichen Unwiderstehlichkeit. Das dümmste, was er in dieser Situation machen kann . . .**

Erst als ich in ihrem hübschen, ruhigen Gesicht wilde Angst aufflackern sah, kam ich wieder richtig zu mir. Noch zwei, drei Sekunden hielt ich sie fest, dann löste ich den Griff. Ich sah, wie sie zurücktaumelte, und kam mir gemein und schmutzig vor.

„Tut mir leid..." murmelte ich, während ich das Glas des verschwundenen Italieners nahm und mir neuen

Man sieht's
*wenn eine Mutter liebend sorgt!*

***Man sieht's*** an der glücklichen Welt, die sie ihrem Kinde schafft. Wenn Mutti Märchen erzählt, ist ihr Prinzeßchen mäuschenstill. ***Man sieht's*** an den gepflegten netten Kleidchen der Kleinen, ob sie nun in die Kinderschule geht oder die Mutti zum Einkauf begleitet.

***Man sieht's*** überhaupt an aller Wäsche, an den Gardinen daheim ebenso wie an Tischtüchern und Bettbezügen. Mutti nimmt für alles Suwa-rekord. Denn Suwa-rekord ist mild – im Kessel wie in der Waschmaschine. Und: das neue Suwa-rekord wäscht jetzt weißer – und man sieht's!

Suwa
rekord

1-220

**Suwa wäscht jetzt weißer ...und man sieht's**

## Die Nase begossen

wurde einer nagelneuen Lufthansa-Düsenmaschine vom prominentesten Passagier, Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer, der mit der Boeing 707 anschließend in Washington Präsident Kennedy seinen ersten Besuch abstattete. In rund sechseinhalb Stunden bewältigt dieses fliegende Luxusschiff die Atlantikstrecke. Vor dem Kanzlerflug wurde es tagelang von Kriminalbeamten auf etwaige Attentatsversuche hin geprüft und bewacht. Selbst der Abschiedsstrauß, den eine reizende Stewardeß überreichte, wanderte vorher durch die Hände eines unauffälligen Herrn, der ebenso blitzschnell wie gründlich Blume für Blume auf eventuell verborgene Bomben untersuchte.

# DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

Whisky einfüllte. „Entschuldigen Sie. Glauben Sie mir..."

Weiter kam ich nicht. Maria, das Blumenmädchen, hatte mir mit voller Kraft ins Gesicht geschlagen.

Mir wurde bewußt, daß es die zweite Ohrfeige war, die ich heute, an meinem vierundvierzigsten Geburtstag, von einer jungen Dame erhalten hatte. Ich fand es gar nicht komisch.

Erst jetzt fiel mir auf, wie still es um mich geworden war. In diese Stille hinein klangen überlaut die schnellen Schritte des Mädchens, das, den Blumenkorb am Arm, die Bar verließ. Ich hörte auf das Knarren der Lokaltür und wartete, bis sie ins Schloß zurückfiel.

Hinter mir am Tisch saßen ein paar junge Leute.

„Der Trent..." hörte ich plötzlich eines der Mädchen atemlos flüstern. „Alexander Trent. Er ist es wirklich!"

Ich blickte kurz zu dem Tisch hinüber und hatte das Bedürfnis, so schnell wie möglich zu verduften. Doch es war schon zu spät. Zwei junge Männer standen eifrig auf und traten vor.

„Ein Autogramm, Herr Trent?"

Das hatte ich kommen sehen. Ich wandte mich ab, faßte nach meinem Glas und trank.

Laura lehnte am Eisschrank. Jetzt richtete sie sich auf und knurrte giftig: „Keine Autogramme, kein Alkohol, nichts mehr. Die Bar hat Feierabend, Leute. Schluß!"

„Wirklich kein Autogramm?" fragte einer der jungen Kerle.

„Nein", sagte ich müde. „Bitte, laßt mich in Ruhe."

Die jungen Leute gaben es auf und verließen das Lokal. Endlich fiel die Tür hinter ihnen zu.

„Gott sei Dank!" murmelte Laura.

„Machen wir noch eine Flasche auf", schlug ich vor, „und trinken wir auf meinen Geburtstag!"

Laura nickte. „Ich sage nie nein", erklärte sie und gähnte.

*

Ich erfuhr von Laura, daß Maria, das Blumenmädchen, damals während des Ungarnaufstandes herübergekommen war. Seit dieser Zeit verkaufte sie Blumen in Schwabing.

Nachdem ich das aus Laura herausgebracht hatte, schlief sie, den Kopf auf der Theke, ein. Ich trank weiter, allein mit meinen trüben Gedanken. Es war drei Stunden nach Mitternacht, und ich wußte, daß ich weit über mein Maß getrunken hatte. Close, der Regisseur, und mein Produzent Lopetz würden am Morgen nicht viel Freude mit mir haben.

Mir war es egal. Das Blumenmädchen ging mir nicht aus dem Kopf. Immer, wenn ich an das hübsche Gesicht mit den großen Augen denken mußte, wurde mir vor mir selbst übel.

Da saß ich nun, der große Alexander Trent, besoffen und voll von falschem, erbärmlichem Selbstmitleid. Ja, verdammt, ich hatte genug von all dem, was mein Leben war!

Wütend goß ich den Whiskyrest aus meinem Glas in mich hinein. Als ich aufstand, sah ich den Paß des Italieners auf der Theke. Ach ja...

Ich steckte den Ausweis kopfschüttelnd in meine Tasche und steuerte auf

# Constructa 1961

## Der Stolz der Familie

**verblüffende Schleuderwirkung**

**strom-umschaltbar**

**eingebaute Laugenpumpe**

**5 Spülgänge**

**Sonderwaschprogramm für Chemiefasern und Wolle**

**Thermo-Automatik**

**Dazu Klammernfalle, Motorschutz, elektrische Türsicherung**

Constructa gewaschen

Die Innentrommel der Constructa ist aus

rost frei

bei K 4 fs chroma u. K 6 super chroma auch die Außentrommel

In der neuen Constructa 1961 sind alle Errungenschaften der modernen Waschautomatentechnik vereint. Zum Anschluß genügt eine Schuko-Steckdose, auch für die freistehenden Modelle. **Das ist ideal für den Etagenhaushalt.**

Ob Kochwäsche, Feinwäsche, Chemiefasern oder Wolle – alles wäscht die Constructa strahlend sauber. Die Schleuderwirkung der neuen Modelle ist wirklich verblüffend. Sie wurde bei Vollautomaten dieser Art bisher nicht für möglich gehalten. Dabei wäscht die Constructa so sorgfältig, so behutsam wie eine Hausfrau die ihre Wäsche liebt. Jedem Stück merken Sie es an: „Constructa-gewaschen – welch ein Vorzug!" Lassen Sie sich die neue Constructa einmal vorführen! Verlangen Sie den 24seitigen, farbigen Katalog von Abt. K 9, Constructa-Werke Lintorf Bez. Düsseldorf.

## Constructa Vollautomat ohne Beispiel

**Constructa-Vertretungen: Amsterdam,** Constructa-Niederlassung, Keizersgracht 522 · **Bolzano,** Soc. Ac. Foker di R. Pernthaler, Piani di Bolzano 17 · **Brüssel-13,** J. van Assche & Co. S. A., 636, Av. de Schaerbeck · **Helsinki,** OY Palsbo AB, Skillnadsgatan 15-17 · **Luxemburg,** J. van Assche & Co. S. A., 16, Rue des Capucins · **Oslo,** Aluminium Plastics, Storgatan 10a · **Paris 8e,** S. I. V. A. M., 225, Faubourg Saint-Honore · **Soultz/Haut-Rhin,** R. Theiler, Rue de la Marne · **Stockholm 6,** Elektroskandia AB, 75-77 Norra Stationsgatan · **Wien 1,** Constructa-Waschautomaten Vertriebs-Ges. m. b. H., Schottengasse 4 · **Zürich 22,** Novelectric A.G., Claridenstr. 25

Ein Besessener ist der ehemalige Handelsvertreter Elmer Gantry, der mit der gleichen Redegewandtheit, die ihm Erfolg beim Erzählen von Witzen sicherte, jetzt seinen Zuhörern die ewige Seligkeit „verkauft".

# Geschäft mit der Religion

## Burt Lancaster und Jean Simmons in dem amerikanischen Film „Elmer Gantry"

**Der höchst explosive Stoff,** den der Nobelpreisträger Sinclair Lewis in seinem Roman „Elmer Gantry" verarbeitete, ist auch heute, 33 Jahre nach seinem Erscheinen, noch immer aktuell. Ein Handelsvertreter, zynisch und idealistisch zugleich, naiv und durchtrieben, gemein und liebenswert, wird aus Zufall und Ehrgeiz Evangelisations-Prediger. Seine Anhänger zählen bald nach Millionen, sogar die sonst still verschlossene, puritanisch reine Schwester Sharon, eine Predigerin, erliegt seinem Charme und seiner Besessenheit. Elmer Gantry zieht einen gewaltigen Schaubudenzauber auf, in dem er die Rolle des zungenfertigen Managers der Heilsverkündigung spielt, bis eines Tages die Fassade solcher Scheinwelt zusammenstürzt und Elmer Gantry davongeht — unauffällig und selbstverständlich — wie er einst gekommen ist.



den Ausgang zu. Laura hinter mir murmelte verschlafen: „Gute Nacht, großer Star!"

Ich antwortete nicht. In meinem Zustand hätte ich nicht einmal dem Präsidenten der Vereinigten Staaten darauf geantwortet.

*

Draußen war die Nacht, Kälte und Regen. Einige Minuten lang mußte ich mich an die Hauswand lehnen und warten, bis der Boden unter mir aufhörte sich zu drehen. Vor mir lag der Hof, leer und still. Das trübe Licht einer wackligen Lampe ließ die Umrisse meines Wagens undeutlich aus dem Dunkel hervortreten.

Es war sinnlos, einzusteigen. Ich wäre keine drei Meter weit damit gekommen. Langsam und unsicher ging ich ein Stück die Straße entlang, um ein Taxi zu finden – bis mir einfiel, daß ich keinen Pfennig Geld bei mir hatte. Ich stolperte einmal und schlug mit dem Kopf gegen einen Laternenpfahl. Danach war es mir ganz gleich, wie es weiterging. Auf dem Rinnstein blieb ich sitzen. Ich blutete, hatte Schmerzen und fühlte mich entsetzlich einsam. Neben mir auf dem Boden lagen alte, weggeworfene Zeitungen herum, Apfelsinenschalen, Kinokarten und anderer Abfall. Und ich saß dazwischen, als gehörte ich dazu...

Ich weiß nicht, wie lang ich so saß. Vielleicht eine Stunde, vielleicht auch nur wenige Minuten. Plötzlich hörte ich Schritte. Im trüben Lichtkreis der Laterne hielten sie zögernd an.

„Ist Ihnen nicht gut?" sagte eine weibliche Stimme über mir.

Ich hatte diese Stimme schon einmal gehört. Mühsam drehte ich den Kopf und erkannte ein paar schlanke Beine, die in Holzsandalen mit hohen Stahlabsätzen steckten. Das Blumenmädchen!

Ich faßte nach dem naßkalten, eisernen Laternenpfahl und versuchte hochzukommen. Schließlich gelang es mir unter größter Anstrengung. Maria, das Blumenmädchen, stand regungslos dabei. Sie sagte kein Wort.

Ich hatte mich gegen den Pfahl gelehnt. Wir sahen uns an. Sie trug noch immer den Blumenkorb am Arm, und mit der linken Hand hielt sie einen aufgespannten Regenschirm. Ich registrierte trotz des Alkohols, daß der Korb nur um wenige Nelkensträuße leichter geworden war.

„Es tut mir sehr leid", fing ich unbeholfen an. „Ich – ich wollte gar nicht... Ich möchte Sie um Entschuldigung bitten, Maria..."

Ich redete noch einiges mehr. Sie stand da und sah mich wortlos an. Ich bin sicher, daß sie überhaupt nicht auf den Unsinn hörte, den ich da zusammenstammelte.

Plötzlich unterbrach sie mich: „Sie bluten ja!" In ihrer Stimme war ein besorgter, warmer Unterton der es fertigbrachte, mich noch erbärmlicher und elender zu machen.

„Das ist nicht so schlimm", murmelte ich. „Bestimmt nicht!"

Sie beugte sich vor und betrachtete die Wunde an meiner Schläfe. „Es sieht aber nicht gut aus", stellte sie fest. „Sie

# DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

sind auch ganz naß. Können Sie laufen?“

Ich sagte, ich wollte es versuchen. Sie faßte nach meinem Arm und hielt den Schirm über mich.

Nebeneinander gingen wir so an den dunklen Häuserwänden entlang. Ich strengte mich an, gerade und aufrecht zu gehen. Es gelang mir sogar einigermaßen. Nach einiger Zeit erreichten wir einen kleinen, von Gaslaternen beleuchteten Platz.

„Wo wohnen Sie?“ fragte Maria.

„Wo sind wir?“ stotterte ich.

„In Schwabing.“ Sie nannte mir den Namen des Platzes und meinte dann ratlos: „Ich hatte geglaubt, daß wir hier ein Taxi finden würden.“

„Ich wohne in Grünwald“, beantwortete ich jetzt ihre Frage. Sollte sie tatsächlich nicht wissen, wo Alexander Trents vielbeschriebene Villa stand? Ich sah sie von der Seite an, doch ihr Gesicht lag im Schatten.

„Grünwald!“ hörte ich ihre Stimme. „Das ist weit...“ Sie schien über etwas nachzudenken. „Kommen Sie“, sagte sie entschlossen und ging weiter.

„Wohin?“

„Zu mir - gleich da an der Ecke. Ich werde Ihnen die Wunde säubern. Ein Pflaster habe ich auch.“

Ich fragte nicht mehr. Ich ging mit.

Wir überquerten den kleinen Platz und blieben vor einem der alten Fachwerkhäuser stehen, die den Platz begrenzten. An der rechten Seite des Hauses mündete eine dunkle Gasse ein. Links war ein Schaufenster mit der Aufschrift: EXPRESS-WÄSCHEREI. Alle anderen Fenster des Hauses waren mit grüngestrichenen Holzläden verschlossen.

Maria, das Blumenmädchen, hatte den Korb auf den Steinstufen vor der Haustür abgestellt und schob einen großen Schlüssel ins Schloß. Die Tür öffnete sich knarrend.

„Bitte, machen Sie keinen Lärm“, flüsterte sie, während sie das Wasser vom Schirm schüttelte. „Nehmen Sie den Korb, damit ich Licht machen kann.“

Ich nahm den Korb und folgte ihr in das Dunkel hinter der Tür, die sie mir aufgehalten hatte. Irgendwo stieß ich gegen eine Wand. Ich lehnte mich gegen sie und spürte den feuchtwarmen Dunst der Wäscherei, vermischt mit dem dumpfen Geruch von Küchen und vielen Menschen.

Endlich flammte Licht auf. Ich stand in einem schmalen, langen Gang, von dessen Wänden der Putz bröckelte. Eine noch schmalere Holztreppe begann dicht vor mir und führte in das obere Stockwerk. Maria stand vor der Treppe und machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen.

Wir stiegen die Treppe hinauf. Es strengte mich an. Die Stufen knarrten und krachten angsterregend unter meinem Gewicht, und in meinen Ohren hämmerte das Blut.

Oben war es nicht anders als unten: Ein schlauchartiger Gang, blätternder Putz und eine zweite Treppe, die zum Dachgeschoß führte. Der Unterschied war nur, daß diese Treppe noch steiler war und kein Geländer besaß.

Maria nickte mir zu und deutete auf die Treppe. Sie nahm mir den Korb aus der Hand.

Ich nickte und machte mich daran, die Hühnerstiege zum Dach hinaufzuklettern. Ich war zu müde und zu fertig, um über mich selbst und das, was mit mir vorging, noch verwundert zu sein.

Wie konnte ich ahnen, daß sich hier und in dieser Nacht bereits der Tod des Schauspielers Alexander Trent vorbereitete...

Die kleine Dachkammer, in der Maria wohnte, erinnerte mich verschwommen an eine Zeit, in der ich noch glücklich gewesen war. Die Wand über ihrem Eisenbett war schräg, roh verputzt und nur von einem kleinen Fenster unterbrochen. Über dem Bett, auf das ich mich hatte fallen lassen, lag eine saubere Wolldecke. Ein Tisch mit bunt karierter Decke stand in der Mitte der Kammer. Ich sah noch eine alte Kommode mit Waschschüssel und Porzellankanne, einen Holzsessel, zwei Stühle und neben der Tür einen Kleiderschrank mit gesprungenem Spiegel. Viel mehr sah ich nicht.

„Sie müssen ruhig sitzen bleiben!“

Ich war zusammengefahren, als Maria mit einem nassen Tuch die Wunde berührt hatte, und glaubte vor Schmerz schreien zu müssen. Doch dann gelang es mir, die Lippen fest aufeinandergepreßt zu halten. Ich schloß die Augen und atmete tief.

Ihre Hände arbeiteten schnell und geschickt. Ich wollte ihr etwas Gutes sagen und öffnete die Augen.

„Sie machen das wie eine Krankenschwester, Maria.“

Sie lächelte schwach. „Ich habe einmal in einem Lazarett gearbeitet, damals. Legen Sie sich auf die Seite, sonst läuft Seifenwasser in die Wunde.“

Ich legte mich auf die Seite, fühlte die harte, trockene Wolldecke unter meiner Wange und wurde wieder schwindlig. Wie aus weiter Ferne hörte ich Marias Stimme: „Nicht so schlimm, wie es zuerst ausgesehen hat...“

Damals, im Lazarett, muß sie ja noch ein Kind gewesen sein, überlegte ich. Dann war ich eingeschlafen.

Ich erwachte durch einen Sonnenstrahl, der in mein Gesicht fiel. Sekundenlang wußte ich nicht, wo ich mich befand. Erst als Marias dunkle Stimme „Guten Morgen, Herr Bonelli“ sagte, kam ich richtig zu mir.

Bonelli? Mein Name war Trent, Alexander Trent. Ich konnte demnach nicht gemeint sein. Doch dann wußte ich alles.

Neben meinem Lager, auf dem alten Holzsessel, saß Maria, das Blumenmädchen. Sie trug noch immer das grüne Wollkleid und die hohen Sandalen, und ihre großen, dunklen Augen sahen mich nachdenklich an. Über einer Stuhllehne hing mein Rollkragenpullover. Vor dem Stuhl standen meine Segeltuchschuhe, mit Zeitungspapier ausgestopft, und auf dem Stuhl lagen die Strümpfe, meine Armbanduhr und das, was sie in meinen Taschen gefunden hatte: Der graue, abgegriffene Paß des blonden Italieners aus der GRÜNEN SIEBEN!

Ich setzte mich auf. „Wie spät ist es?“

„Vor ein paar Minuten hat es zehn geschlagen.“

Zu spät. Die Arbeit im Atelier mußte längst begonnen haben. Na, wenn schon.

Aber das Mädchen, Maria... sie hatte stundenlang auf dem Sessel verbracht, während ich in ihrem Bett lag und schlief.

„Das wollte ich nicht“, sagte ich. Ich meinte es aufrichtig. „Sie hätten mich wecken sollen.“

„Ihre Sachen waren naß, und ich habe nichts da, was Ihnen gepaßt hätte. Es war nicht einfach, Ihnen den Pullover auszuziehen.“ Sie wurde ein wenig rot dabei.

„Sie sind sehr nett zu mir“, murmelte ich.

„Ach...“ Sie schüttelte den Kopf und blickte an mir vorbei zum Dachfenster.

Rate, was ich dir mitgebracht habe!

**Die Seifensieder schütteln den Kopf.** Als die Marktforscher mit ihren Ergebnissen ins Laboratorium kamen, hegten Forscher und Seifensieder doch ihre Zweifel. So viele verschiedene Eigenschaften – wie sollte es möglich sein, sie alle in einer einzigen Seife zu vereinen? Deshalb wurden zunächst verschiedene Versuchsseifen mit verschiedenen Vorzügen entwickelt: Die eine schäumte stärker, die andere hatte einen einzigartigen „Rückfettungseffekt", das heißt, sie bewahrte den natürlichen Fettfilm der Haut auch bei stärkster Reinigungskraft. Andere Versuchsstücke aber dufteten nach exotischen Essenzen. Besonders reine Seifenkompositionen, hergestellt nach besonderen Verfahren, hatten eine bernsteinfarbene Transparenz. Endlich aber, nach vielen Versuchen und nachdem viele Probestücke miteinander verglichen und aufeinander abgestimmt waren, gelang es schließlich, alle gewünschten Eigenschaften in einer Seife zu vereinen.

**Auch diesmal: Die Frauen haben das letzte Wort.** Noch einmal wurden Proben dieser neuen Seife zusammen mit ausführlichen Fragebogen verschickt. Noch einmal wurden alle Eigenschaften aufs kritischste geprüft. Die Frauen fanden ihre Wünsche erfüllt und waren begeistert. Fast vier Jahre lang hatten die Entwicklungsarbeiten an dieser Seife gedauert. Jetzt war es soweit: Eine neuartige Seife, leuchtend wie klarer Bernstein, war geschaffen worden, eine Seife, die alle gewünschten Vorzüge in sich vereint.

**Transparenz – Zeichen größter Reinheit.** Natürliche, reine Bestandteile und ausgewählte Herstellungsverfahren geben dieser Seife eine neuartige, leuchtende Transparenz. Die besten Kokosöle aus Übersee bewirken ein schnelles, kräftiges Schäumen – der Schaum der Seife ist feinporig, reich und dicht.
Noch während des Waschens pflegt diese Seife Ihre Haut auf wunderbar milde Weise – eine Eigenschaft, die sie zu einer Schönheitsseife ersten Ranges macht.
Aus 121 speziell für diese Seife entwickelten Duftkompositionen wurde ein moderner, kostbarer Duft ausgewählt, der sich dezent dem Lieblingsparfüm jeder Frau angleicht.

**Das Geheimnis wird enthüllt.** Am 21. Februar 1956 wurden die ersten Entwicklungsarbeiten an dieser Seife begonnen. Und insgesamt 5103 Frauen – von Kiel bis Garmisch – haben tatkräftig dabei mitgeholfen. Nach Jahren war es soweit: Jede dieser Frauen hielt die fertige, elegant verpackte Seife in den Händen – froh darüber und mit Recht auch ein wenig stolz darauf, diese Seife mit geschaffen zu haben. Und jetzt erfuhren sie auch den Namen „ihrer" Seife: Diese neue Seife heißt CD.

**Jetzt gibt es CD auch für Sie! Nun können Sie sich selbst davon überzeugen, welch hervorragende Eigenschaften die neue Seife CD besitzt und wie mild und sanft CD Ihre Haut pflegt.**

*Männer sind aufmerksame Bewunderer. Und eine Frau mit bewundernswertem Teint steht immer im Mittelpunkt.*

# Bewundernswert, wie schön sie ist...

Überall steht sie im Mittelpunkt, ihr frischer, klarer Teint bezaubert jeden. Und sie kann sicher sein: CD – die neue bernsteinklare Seife – bewahrt die Klarheit ihres Teints.

CD ist einzigartig: Herrlich – wie sie duftet, unvergleichlich – wie ihr reicher Schaum erfrischt und die Haut verjüngt.

Überzeugen Sie sich selbst – wie das kostbare, moderne Parfüm Sie umschmeichelt, wie auch Ihr Teint straff und geschmeidig, wie er klar und frisch wird...

**CD leuchtet wie klarer Bernstein. Reine Wirkstoffe pflegen und verjüngen Ihre Haut.**

CD * Klare Seife – klarer Teint

# DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

„Ich habe mich gestern schlecht benommen. Es ist mir sehr unangenehm.“ Nun wurde auch ich verlegen.

„Es war nicht so schlimm.“ Hastig fügte sie hinzu: „Ich war vorhin unten und habe etwas zum Frühstück eingekauft. Ich mache uns einen starken Kaffee.“

Sie erhob sich und beschäftigte sich mit der Kochplatte und einem Wasserkessel. Dann holte sie eine Porzellankanne, Geschirr und Bestecke mit schwarzen Holzgriffen aus dem Schrank.

Während ich aufstand und mir Pullover und Schuhe anzog, kehrte sie mir den Rücken zu.

Unvermittelt fragte sie: „Warum haben Sie sich eigentlich den Bart wegmachen lassen?“

„Den Bart?“

Sie klapperte mit dem Geschirr und lachte leise. „Ich bin sehr neugierig, nicht wahr? Ich wollte auch nicht in Ihren Paß gucken, bestimmt nicht. Aber dann lag er da auf dem Stuhl, und Sie schliefen so fest und...“ mit der Kaffeekanne in der Hand drehte sie sich zu mir um: „Da konnte ich einfach nicht anders!“

Ich nickte mechanisch.

Sie hielt mich also wirklich für diesen Bonelli. War es denn möglich, daß es in Deutschland noch weibliche Wesen gab, die nichts von Alexander Trent gehört hatten, nicht in Trent-Filme gingen und keinen Trent-Klatsch in den Zeitungen lasen? Ich begriff es einfach nicht. Nervös suchte ich nach einer Zigarette.

Maria hatte die Kanne auf den Tisch gestellt. Ihr hübsches Gesicht war wieder ernst geworden.

„Ich muß meine Zigaretten verloren haben“, brummte ich.

Sie ging zum Schrank neben der Tür und kam mit einem angebrochenen Päckchen zurück. Es war die Marke, die auch Tillhaus rauchte. „Die sind einmal hier vergessen worden. Wenn Sie sie wollen?“

„Danke...“

Ich zündete mir eine Zigarette aus dem Päckchen an. Sie war trocken und schmeckte nach Seife, doch ich rauchte weiter, ohne mir etwas anmerken zu lassen.

Bald darauf war das Frühstück fertig, und wir setzten uns an den Tisch. Es gab Graubrot, Margarine und Marmelade. Seit den ersten Nachkriegsjahren hatte ich keine Margarine mehr gegessen. Ich wunderte mich, daß es mir trotzdem schmeckte. Der Kaffee war stark und gut, wie Maria es versprochen hatte.

Nach dem Frühstück zündete ich mir noch eins von den Seifendingern an. Ich mußte auf den Geschmack gekommen sein.

Maria saß zurückgelehnt und blickte stumm in ihre leere Kaffeetasse. Ich beobachtete sie aus den Augenwinkeln und überlegte, was ich sagen könnte. Mir fiel nichts ein. Auf dem Tisch war kein Aschenbecher; ich sah mich suchend um.

„Tun Sie es auf den Teller“, sagte sie, ohne aufzublicken. „Einen Aschenbecher gibt es hier nicht.“

„Sie sprechen so gut, daß man nicht merkt, woher Sie kommen.“

Sie antwortete: „Meine Mutter stammte aus Deutschland.“ Dann hob sie den Kopf und sah mich an. „Sie sprechen auch gut Deutsch!“

„Ich?“

„Ja. Als Italiener, meine ich.“

Ich lachte, doch es klang gezwungen. Einen Augenblick lang spielte ich mit dem Gedanken, sie über ihren Irrtum aufzuklären. Schnell überwand ich diese Versuchung. „Meine Mutter wurde in Berlin geboren, mein Vater in Südtirol“, erklärte ich ihr. „Seit meiner Kindheit spreche ich beide Sprachen.“

Es war die Wahrheit. Ich lächelte sie an, und sie wandte den Kopf ab. Wir schwiegen wieder.

Endlich war ich mit meiner Zigarette fertig. Ich zerdrückte die Glut auf dem Tellerrand und stand auf. „Ich werde jetzt gehen“, sagte ich lahm.

Sie nickte nur.

„Ja – also auf Wiedersehen, Maria.“ Ich reichte ihr die Hand, und sie erhob sich.

„Auf Wiedersehen.“

„Und noch einmal vielen Dank.“

Sie schwieg.

Schnell wandte ich mich ab und ging zur Tür.

Ihre Stimme hinter mir sagte leise: „Das nächste Mal habe ich frische Zigaretten da.“

Ich blieb stehen, drehte mich um und trat zu ihr zurück.

Sie stand mit herabhängenden Armen da, und ihre großen, dunklen Augen blickten mich erschreckt an. „Ich habe es nicht so gemeint“, stammelte sie, tiefrot im Gesicht. „Ich dachte nur...“

Sie brach ab, als ich meine Hände auf ihre Schultern legte. Ich fühlte, wie sie zu zittern begann.

„Maria“, sagte ich.

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Bitte, gehen Sie“, flüsterte sie. „Gehen Sie jetzt!“

Im Gang vor Marias Kammer war Dämmerlicht. Durch ein Dachfenster drängten sich ein paar Sonnenstrahlen. Da sah ich den Mann.

Der Mann trug eine Lederjacke. Er lehnte ohne Bewegung im dunklen Winkel des gemauerten Kamins, dicht neben mir, keine drei Meter von der Kammertür des Mädchens entfernt. Er war nicht groß, doch schlank, jung und gutaussehend, hatte schwarzes, gewelltes Haar, schmale, mandelförmige Augen und ein gepflegtes Bärtchen auf der Oberlippe. Völlig ausdruckslos, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, starrte er mich an.

„Sie wohnen nicht hier“, sagte er mit monotoner Stimme.

„Nein“, sagte ich verblüfft. Ich fing an, mich zu wundern. Ein zweites menschliches Wesen, das mich nicht zu kennen schien!

Die Tür anstarrend, sagte er nun: „Ich wohne hier, eine Treppe tiefer.“

„Soso“, sagte ich, zuckte mit den Schultern und ging weiter.

Als ich dann die Hühnerleiter und die anderen Treppenstufen hinuntergestiegen war und vor dem Haus in der Sonne stand, hatte ich den seltsamen Knaben fast schon wieder vergessen.

Zu Fuß suchte ich den Weg zur GRÜNEN SIEBEN. Auf dem Hinterhof stand immer noch mein Jaguar. Ein paar Kinder spielten daran herum und rannten davon, als sie mich sahen.

Ich setzte mich in den Wagen und schob mir die letzte von den Seifenzigaretten zwischen die Lippen. Erst in diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich in dieser Nacht etwas erlebt hatte, was nach meiner bisherigen Überzeugung eigentlich gar nicht geschehen konnte: Ich war einem Menschen begegnet, den ich liebte und der mich zu lieben schien. Mich, um meiner selbst willen. Nicht die Leinwandgröße Alexander Trent!

Ich warf die Zigarette aus dem Fenster. Minutenlang hockte ich vor dem Steuerrad, ehe ich den Motor anließ und den Wagen aus dem Hof lenkte. Dieses Mädchen Maria würde meine Gedanken nicht wieder loslassen. Das wußte ich. –

Eine halbe Stunde später hielt ich den Jaguar vor dem Parktor meines Hauses an.

Augustus, einer der beiden Schimpansen meiner Frau, kauerte mit einer Banane auf dem Torpfosten und fauchte mich an. Irgend jemand hatte wohl vergessen, einen Stall zu verschließen.

„Guten Morgen, Augustus“, sagte ich aus dem Wagenfenster. Der Affe fletschte die Zähne und warf mit der Bananenschale nach mir. Ich stieg aus, schloß nun das Tor auf und hörte lautes Lachen und Kreischen, das von der Wiese hinter dem Haus kommen mußte. Auf dem Kiesweg parkten noch immer die Autos, und im Haus grölte der Plattenspieler.

Ich setzte mich wieder in den Wagen, auf dessen Motorhaube Augustus bereits Platz genommen hatte, und fuhr über den Kiesweg zur Garage.

Georg, mein vorzüglicher Diener, stand mit blassem Gesicht in der Küche. Berta, die Köchin, und eins der Zimmermädchen saßen am Tisch und heulten. In der großen Küche sah es aus, als hätte man dort ein halbes Dutzend Handgranaten hochgehen lassen. Sogar die Vorhänge hatten meine Gäste spaßeshalber mitsamt den Haltern von den Fenstern gerissen.

Georg vergaß trotz seines Kummers nicht, eine seiner kleinen, gekonnten Verbeugungen zu machen. Dann zuckte er hilflos mit den Schultern. Er sagte nichts.

„Machen Sie mir bitte ein Bad zurecht, Georg“, sagte ich.

„Sehr wohl, Herr Trent.“ Mein Diener beeilte sich, aus dem Küchendurcheinander herauszukommen. Nach ihm verließ auch ich die beiden schluchzenden Frauen und ging in die Diele zurück.

Meine gute Stimmung hatte einen empfindlichen Knacks bekommen.

Vor dem Treppenaufgang zum ersten Stock lagen zwei Herren, die ich nicht kannte.

Augustus hatte sich über dem Kopf des einen Herrn auf der zweiten Treppenstufe niedergelassen und versuchte einen Zigarrenstummel zu fressen. Es gelang mir, den Affen am Halsband zu erwischen. Er fauchte wütend, als ich ihn durch die Diele und in die Wohnhalle zerrte.

Auch hier, überall verstreut, lagen betrunken schnarchende Gäste herum, zwischen leeren Sekt-, Whisky- und Kognakflaschen, Gläsern und Scherben. Dazu brüllten die Lautsprecher des Plattenspielers jetzt das Violinkonzert in e-Moll von Mendelssohn-Bartholdy. Ich verehre Mendelssohn – doch dafür fehlte mir das Verständnis.

Endlich hatte ich mit Augustus die Glastür zur Terrasse erreicht und stieß sie auf. Das erste, was ich sah, war Eulalia, der zweite Schimpanse. Sie hatte sich über den gedeckten Frühstückstisch hergemacht. Ich resignierte und ließ Augustus los, der von Eulalia mit wildem Freudengekreisch begrüßt wurde.

Dann entdeckte ich meinen dicken

Produzenten. Robert, R. Lopetz. Lopetz saß mit gespreizten Beinen auf der niedrigen Terrassenmauer und beobachtete tiefsinnig die beiden Schimpansen, die gerade einen Streit um ein Honigglas vom Zaun brachen. Er blickte kurz zu mir auf.

„Ah, Trent", quakte er. „Wiegeht's?"

„Prächtig", knurrte ich. „Einfach prächtig!"

Der Dicke schnaufte: „Ist das nicht interessant, Trent?"

„Was?"

„Na was die Affen natürlich! Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie ähnlich sie uns sind?"

Ich wollte ihm antworten, da klatschte das Honigglas zwischen uns auf den Steinboden. Der Fettkloß auf der Mauer lachte so, daß er wie ein Pudding schwabbelte. „Haben Sie gesehen?" keuchte er. „Genau wie meine kleine, liebe Frau, wenn sie die Wut bekommt..."

Ich hatte genug. Ich wandte mich ab und trat in die Wohnhalle zurück. Hinter mir kreischten die Affen, klirrend zerbrach Geschirr, und Robert R. Lopetz lachte dröhnend...

Nachdem ich über zwei tief schlafende, mir unbekannte Damen und über die Beine eines im Augenblick stöhnenden Schnulzensängers gestiegen war, befand ich mich wieder in der Diele. Ich suchte mir einen Weg zur Treppe und ging die Stufen zum ersten Stock hinauf.

Oben, im Gang vor Veras Zimmer, begegnete mir mein Diener Georg, triefend vor Nässe. Sein Gesicht jedoch war undurchdringlich, wie immer.

„Was ist geschehen, Georg?"

„Es ist mir sehr peinlich, Herr Trent", begann er steif, „aber als ich, wie gewünscht, das Bad bereiten wollte, befand sich schon eine junge hm Dame in der Wanne..."

„In meinem Badezimmer?"

„Jawohl, Herr Trent. Fräulein Barbara Fritzen! Ich machte ihr Vorwürfe und bat sie, sich zu entfernen. Sie aber nahm die Brause und drehte das Wasser auf."

„Wer hat diesen kleinen Teufel in..."

Ich brach ab. Neben mir öffnete sich die Polstertür zu Veras Schlafzimmer. Hermann Tillhaus trat heraus. Sein alter, ungebügelter Anzug schien noch zerknitterter als sonst. Das Gesicht war grau und voller Bartstoppeln.

„Hallo, alter Junge", murmelte er zerstreut und fuhr sich mit gespreizten Fingern durch das ungekämmte Haar. „Böse Sache passiert!"

„Wie soll ich das verstehen?"

Tillhaus machte eine Kopfbewegung zur Polstertür. „Ihre Frau, Trent. Vera hat sich die Pulsadern aufgeschnitten..."

(Fortsetzung folgt)

# Dr. Brand gibt Rat und Antwort

**Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Illustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.**

## Gibt es ein Eherezept?

**Fräulein Elfriede (24) schreibt:**

*Ich heirate in Kürze, und ich möchte von Anfang an nichts falsch machen. Mein Zukünftiger ist 29 Jahre, wir kennen uns schon drei Jahre, ich bin also mit vielen seiner Eigenheiten bekannt. Was ist eigentlich in einer jungen Ehe am wichtigsten, und was muß man da alles berücksichtigen?*

*Ist meine Frage sehr dumm?*

**Dr. Brand antwortet:**

Im Gegenteil, es ist sogar klug von Ihnen, die Frage nicht erst nach den Flitterwochen zu stellen, wenn Sie schon ein paar vermeidbare Fehlhandlungen begangen haben. Selbstverständlich gibt es kein allgemeingültiges Rezept, denn in der Ehe ist alles individuell. Immerhin kann ich Ihnen einiges sagen:

Unterhalten Sie nicht nur eine Liebesgemeinschaft, sondern auch eine Interessengemeinschaft mit Ihrem Mann. Wenn Sie sich klugerweise vor der Ehe für seinen Beruf, für seinen Alltag, für seinen Fußball oder für seine Briefmarkensammlung interessiert haben, dann interessieren Sie sich auch in der Ehe dafür. Glauben Sie nicht, daß Sie das jetzt nicht mehr nötig haben. Der Mann könnte dann nämlich auf den Gedanken kommen, daß er eigentlich die Falsche geheiratet hat.

Überhaupt, geben Sie sich auch in der Ehe Mühe, genauso nett, anregend und — aufregend wie früher als Freundin und Verlobte zu sein. Seien Sie möglichst noch netter, denn das ständige Zusammenleben in der Ehe versetzt ohnehin manchen früheren Illusionen einen Stoß. Da soll man das Schwinden der Illusionen nicht noch unnötig beschleunigen.

**Was ist eigentlich**
### Hysterie?

Menschen, deren Gefühlsleben von dem Willen beherrscht wird, um jeden Preis mehr oder anders zu scheinen als zu sein, bezeichnet man als — hysterisch. „Hysteriker spielen vor sich selbst und für sich selbst Theater, um die anderen Menschen etwas glauben zu machen, was in Wirklichkeit gar nicht existiert". (Dr. G. Mußgnug)

## Kaum zu glauben

**Frau Ungenannt (45) schreibt:**

*Ich lernte als alleinstehende, berufstätige Frau vor etwa drei Jahren einen um 15 Jahre älteren Witwer mit teilweise verheirateten Kindern kennen. Ich gab für den Mann wunschgemäß meine eigene nette Wohnung auf, um bei ihm als Haushälterin tätig zu sein. Auf sein Zureden verkaufte ich meine Sachen zum größten Teil, um ihm das Geld für den Kauf eines Autos zu leihen. Diesen Schritt habe ich getan, weil er mir versicherte, in einem Jahr könnten wir heiraten.*

*Wie gesagt, inzwischen sind fast drei Jahre vergangen. Nach seinen Angaben halten ihn geschäftliche Schwierigkeiten von der versprochenen Heirat ab. Dabei gebe ich ihm seit zwei Jahren mein ganzes Gehalt und muß noch um Taschengeld bitten. Selbiges tue ich nur mit Hemmungen.*

*Ich bin berufstätig, ich arbeite außerdem in seinem Haushalt und werde in keiner Weise von ihm verwöhnt. Wenn ich mal den Wunsch äußere, ein Konzert oder Theater besuchen zu wollen, tut er dies mit einer Handbewegung ab. Das kränkt mich natürlich. Vor kurzem habe ich eine ziemlich hohe Versicherung abgeschlossen. Sollte mir etwas zustoßen, erhält mein Bekannter das Geld, da ich ihn zum Erben eingesetzt habe. Er hatte mir fest versprochen, für mich dasselbe zu tun. Bis heute hat er es immer verschoben.*

*Um meine Zukunft mache ich mir jetzt ernstlich Sorgen. Trotz vielem Denken und Grübeln finde ich keine Lösung. Darum brauche ich Ihren psychologischen Rat . . .*

**Dr. Brand antwortet:**

Meine Liebe, Sie brauchen keinen psychologischen Rat, sondern dringend und umgehend einen erstklassigen Rechtsanwalt, der in letzter Sekunde rettet, was eventuell noch zu retten ist. Ich bezweifle die Möglichkeit fast, denn I h n e n traue ich ohne weiteres eine quittungslose Hergabe von Geld und Gut zu.

Wirklich, ich bin einiges gewöhnt und weiß leider zu genau, wieviel leicht- und gutgläubige Frauen es gibt. Aber Ihr Verhalten ist einmalig.

Zögern Sie nicht: suchen Sie möglichst noch heute den Anwalt auf!

## Künstlerisch begabt

**Frau Irma (28) schreibt:**

*Es handelt sich um unseren dreieinhalbjährigen Bub, in dem nach meiner Ansicht eine künstlerische Begabung steckt. Der Bub zeichnet mit einer solchen Begeisterung, daß kein Stück Papier vor ihm sicher ist. Er war noch keine zwei Jahre alt, als er schon damit anfing. Ich habe seine Kritzeleien schon damals sorgfältig aufbewahrt. Ich bin nämlich der Meinung, man kann eine solch offensichtliche Begabung nicht früh genug pflegen und fördern.*

*Mein Mann tut das alles als „Quatsch" ab und lacht mich aus. Es ist jetzt sogar zu einem heftigen Streit darüber gekommen. Ich halte unseren Bub für ein künstlerisch begabtes Kind. Mein Mann behauptet, ich begehe einen Erziehungsfehler mit meiner Bemühung, das in unserem Bub schlummernde Talent zu pflegen.*

*Nun rufe ich Sie als dritte Instanz an. Wer von uns beiden ist hier im Unrecht?*

**Dr. Brand antwortet:**

Ich bin dafür, wir schalten gleich eine vierte Instanz ein, und zwar den bekannten Kinderpsychologen Wolfgang Grözinger, der den früh kritzelnden, zeichnenden und malenden Kindern ein ganzes Buch gewidmet hat. Dieser Psychologe behauptet und beweist, daß das Ziel der scheinbar künstlerischen

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 36)

Entwicklung des Kindes nicht die Kunst, sondern die Wirklichkeit sei:

„Auf jeder Stufe des Zeichnens und Malens ist das Kind Realist und meint, die Welt zu treffen, eine Welt freilich, in der ihm zunächst auch die Gestalten seiner Phantasie eine Wirklichkeit bedeuten. Je mehr jedoch das Gefälle zwischen Innenbild und Außenwelt abnimmt, das heißt, je mehr objektive Wirklichkeit das Kind zu erfassen vermag, desto mehr verliert sich auch meist die Lust am Malen und Zeichnen."

Legen Sie sich also nicht auf eine künstlerische Begabung fest. Suchen Sie den Bub nicht dadurch zu fördern, daß Sie ihm bestimmte Formen und Bilder aufzwingen. Entdecken Sie vielmehr in dem, was der Bub aus sich heraus zeichnet und malt, die Seele des Kindes.

„Quatsch" ist das alles nicht. Das muß auch Ihr Mann begreifen lernen, um nicht seinerseits Erziehungsfehler zu begehen.

## An der Angelschnur

**Fräulein Beate (29) schreibt:**

*Weil Sie einmal geschrieben haben, daß Träume keine Schäume sind, wende ich mich an Sie. Seitdem ich einen merkwürdigen Traum geträumt habe, habe ich ein ungutes Gefühl, als ob mir ein Unheil drohe. Hier schildere ich Ihnen den Traum, soweit ich ihn nicht vergessen habe:*

*Ich saß auf einem Stuhl am Tisch. Meine Mutter stand daneben und hielt ein kleines Mädchen im Arm, das eine gewisse Ähnlichkeit mit mir hatte. Plötzlich ging die Tür auf, meine Kusine kam mit ihrem Freund heim. Sie hatte in der Hand einen Angelstock. Ich drehte mich sofort um, weil ich sehen wollte, was sie geangelt hatte. Da streckte ihr Freund den Arm aus, auf seiner Hand sah ich einen Fisch. Dann geschah eine Weile nichts. Plötzlich wurde ich unruhig. Als ich mich nochmals umschaute, sah ich den Fisch an meinem Stuhl hängen. Zum Schluß lag der Fisch in meiner unmittelbaren Nähe auf dem Fußboden. Sofort kam ein kleines, graues Kätzchen gesprungen und wollte den Fisch verschlingen. In diesem Moment wachte ich auf . . .*

**Was ist eigentlich Erotik?**

Ein Ausdruck und Begriff für ein Liebeserleben, das sich in ausgesprochen geistig-seelischen Bahnen und Regionen bewegt — im Gegensatz zu der sinnlich-physiologischen Sexualität.

**Dr. Brand antwortet:**

Ihr Traum ist Ausdruck einer wahrschienlich nicht nur im Unterbewußtsein schwelenden Angst, ledig bleiben zu müssen. Sie denken — stimmt es? — häufig an Ihre Kusine, die sich einen Mann „geangelt" hat. Sie aber sind 29 Jahre alt und immer noch im Hause der Mutter.

Bitte zucken Sie bei der Frage, die ich jetzt an Sie stelle, nicht zusammen:

Haben Sie selbst schon einmal zu — „angeln" versucht? Wenn nein, dann sollten Sie es einmal tun, statt unter den Fittichen der Mutter die Zeit zu verschlafen und den Anschluß zu verpassen.

**Unser Tierarzt Dr. Gerhard Gerweck erzählt:**

# Ein Nagel sticht ins Herz.

Es war ein bitterkalter, russischer Kriegswinter. In Babino, inmitten der endlosen Sumpfwälder des Wolchows, stand Mamuschka mit tränenden Augen vor mir.

„Doktor, bitte, du Nina helfen, du Nina gesund machen!" Mamuschka war unsere Wirtin, das heißt, wir hatten uns in ihrer Kate einquartiert. Mamuschka war allein, ihren Mann und fünf Söhne hatte der Krieg entführt.

Nina, die kleine, struppige, armselige Kuh – ein gütiges Geschick oder ein Versehen hatte sie ihr erhalten – war ihr ganzer Reichtum, war alles, was sie noch besaß.

Seit zwei Tagen war das Tier krank, fraß nicht, gab kaum noch Milch und stöhnte, daß wir es in der Stube hören konnten.

Durch eine Leitungsanästhesie, d. h. durch die Betäubung der die Operationsstelle versorgenden Nerven, wird die Flanke der Kuh völlig schmerzlos. Der Tierarzt eröffnet die Bauchhöhle und den Magen, um von hier aus zu dem Fremdkörper vorzudringen. Das Tier verhält sich dabei völlig ruhig.

„Doktor, du Nina helfen!" Mit flehenden Augen sah mich Mamuschka an. Ich brachte es einfach nicht übers Herz, dieser einsamen alten Frau zu sagen, daß Nina sterben mußte, daß ihr nicht zu helfen war. Ein halbes Dutzend mal hatte ich die Kuh schon untersucht, immer derselbe trostlose Befund: Fremdkörper im Zwerchfell, unmittelbar am Herz mit deutlichem Herzbeutelbefund. Nur eine sofortige Operation gab eine geringe Chance. Mir fehlten hierzu Spezialinstrumente.

„Bitte, Doktor, bitte Nina heilen!"

„Florian, koch die Instrumente aus, und mach heißes Wasser."

Florian, Veterinärgehilfe, Pferdehalter und Bursche in einer Person, ging unverzüglich an die Arbeit. Den ganzen Tag wartete er schon auf meinen Entschluß, die Kuh zu operieren, und aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen war er, ganz im Gegensatz zu mir, davon überzeugt, daß die Sache klappen würde.

Nina kam zur Operation in die einzige Stube; draußen im Stall war's zu kalt. Die Operationsstelle an der Flanke der Kuh wurde gereinigt, rasiert, desinfiziert und lokal betäubt.

Mamuschka kauerte leise betend in der Ecke, während wir ihrer Nina die Bauchhöhle öffneten, den Magen mit der Bauchwand vernähten, einen 15 cm langen Schnitt im Pansen anlegten und ich mit dem Arm bis zur Schulter in die Leibeshöhle der Kuh hineingreifen mußte, um den Fremdkörper, einen 10 cm langen Nagel, herauszuziehen.

Alles verlief programmgemäß, ohne Zwischenfall. Das Tier stand völlig ruhig und stöhnte nur beim Ausziehen des Nagels zweidreimal vor sich hin. Nach 50 Minuten war es geschafft. Der Magen, das Bauchfell, die äußere Haut waren vernäht, die Operationswunde mit Mull abgedeckt, und Nina kam wieder in den Stall, warm eingepackt in frisches Stroh, das Florian, weiß der Himmel woher, schnell organisiert hatte.

Wir hatten Glück. Nach wenigen Tagen wurde das Tier lebhaft und bekam Hunger. Auch der Herzbefund besserte sich schnell, und innerhalb 14 Tagen war alles wieder gut.

In Mamuschkas Augen schimmerte seit langer Zeit wieder so etwas wie Glück, und wir waren über den Wahnsinn des Krieges hinweg zu Freunden geworden.

Fremdkörper sind mit die häufigste Krankheitsursache der Rinder, und jeder Tierarzt muß in der Lage sein, eine solche große Bauchoperation durchzuführen. Heute werden auf der ganzen Welt täglich ungezählte Kühe wegen verschluckter Fremdkörper operiert; müssen operiert werden, durch den Leichtsinn des Menschen. Nicht nur des Bauern, der sein Scheunendach umdeckt und dabei die Nägel ins Heu fallen läßt, nein, auch der Elektromonteur, der die Telefonleitung legt und achtlos den Draht auf die Wiese wirft, der Wanderer, der die Alm überquert und den Pfeifenstopfer fallen läßt, der Autofahrer, der bei einer Panne den Nagel herauszieht und ihn ärgerlich in die Weide schleudert, die Skiläuferin, die beim Sturz ihre Haarspange verliert, der Sommerfrischler, der beim Picknick seinen Büchsenöffner liegen läßt – wir alle können durch Unachtsamkeit unmittelbare Ursache dieser schmerzhaften und todbringenden Krankheit eines armen Tieres sein; eines Tieres, dessen ganzes Dasein doch nur für uns, zu unserem Nutzen und Wohlergehen, gelebt wird.

Wollen wir das? Wäre es nicht eine Kleinigkeit, dies zu vermeiden?

# Hinter den Kulissen der Weltpolitik

Von Rudolf Schwarz

# Geheime Reichssache

**Der deutsche Botschafter in Moskau, Rudolf Nadolny (Bild unten), wagte es 1934, mit kritischen und mutigen Worten Hitler davon zu überzeugen, daß seine Ostpolitik falsch sei. Hitlers Politik ging über den Botschafter hinweg, der um eine Verbesserung der Beziehungen zwischen Berlin und Moskau rang. Zwei Jahre später spitzten sich diese Beziehungen noch weiter zu, als Hitler auf Schleichwegen Soldaten in den Spanischen Bürgerkrieg schickte, die nach Francos Sieg als die gefeierten Helden der „Legion Condor" wieder in die Heimat zurückkehrten (Bild links).**



„Was soll das bedeuten?" braust der deutsche Major auf. Er blickt in kalte, abweisende Gesichter. Der Propellerwind eines Flugzeuges bauscht seinen Zivilmantel auf.

Der Major steht auf einem russischen Flugplatz, einziger deutscher Offizier in einer feindlich gesinnten Umwelt.

Ist dies das Ende seiner Mission? Will man ihn verhaften? Blitzschnell gehen die Gedanken durch den Kopf des Majors, den das Reichswehrministerium im Sommer 1933 mit einem heiklen Auftrag nach Rußland geschickt hat.

Dort, wenige Schritte entfernt, steht die Maschine, die ihn nach Moskau bringen soll. Aber der Oberst der Roten Armee, Akkermann, mit dem er wochenlang über die Auflösung von Lipezk, dem geheimen Übungsflugplatz der Reichswehr in Rußland, verhandelt hat, verwehrt dem deutschen Offizier den Weg.

„Die Flugerlaubnis gilt nur für die Maschine, nicht für Sie, Herr Major!"

In hartem Deutsch kommen die Worte aus dem Munde des Obersten.

Seit ein paar Monaten hat sich die Stimmung in Rußland gegenüber den

Deutschen sehr gewandelt. Die Berichte sowjetischer Korrespondenten aus Hitler-Deutschland, die in den Staatszeitungen stark herausgestellt werden, haben ihre Wirkung in der Bevölkerung nicht verfehlt.

Als Hitler nun auch die Auflösung der geheimen Übungsplätze der Reichswehr in Rußland befiehlt, ist der Sowjetführung dieser Entschluß der neuen Reichsregierung nur ein weiterer Beweis dafür, daß Berlin eine andere, eine antisowjetische Politik zu treiben gedenkt.

Der Major aus dem Reichswehrministerium hat keine weiteren Erklärungen mit auf den Weg bekommen, welche Gründe man den Russen für die plötzliche Auflösung der Lager angeben soll.

„Sehen Sie zu, daß Sie soviel wie möglich noch herausschlagen können, vor allem bringen Sie die neuen Erprobungsflugzeuge raus!“

Das ist die einzige Order gewesen. An den neuen Erprobungsflugzeugen sind jedoch die Sowjets ebenso interessiert wie die Deutschen. Der russische Unterhändler, Oberst Akkermann, lehnt die Herausgabe der Maschinen ab. Der Major wünscht daher in Moskau mit dem Oberkommando der Roten Luftflotte selbst zu verhandeln. Die Sowjets aber sind argwöhnisch geworden, den Deutschen trauen sie alles zu. Wer weiß, wohin dieser deutsche Offizier fliegt? Vielleicht ist er ein Agent Hitlers? Ein Spion? Ein Saboteur? Vielleicht wirft er eine Bombe auf den Kreml? Njet, fliegen lassen wird man ihn nicht! Er soll mit der Bahn fahren, unauffällig beschattet von zwei Geheimpolizisten.

In Moskau stößt der deutsche Unterhändler überraschenderweise auf mehr Verständnis. Der hochgewachsene General Alksins, Chef der Roten Luftflotte, läßt durch seine Dolmetscherin zu verstehen geben, daß er den Deutschen bei der Rückführung des Personals und des Materials jede Unterstützung gewähren werde.

„Aber warum beenden Sie überhaupt die Zusammenarbeit mit uns?“ fragt der sowjetische General. Er wird einige Jahre später über den Marschall Tuchatschewski und andere hohe Offiziere mit zu Gericht sitzen, die der Zusammenarbeit mit den Deutschen angeklagt worden sind. Wenige Monate danach wird der Richter Alksnis den Weg seiner Opfer gehen.

Im Jahre 1933 setzen sich allerdings noch viele hohe Offiziere der Roten Armee für enge Beziehungen zur Reichswehr ein.

Marschall Tuchatschewski hat im Oktober 1933 den deutschen Botschaftsrat von Twardowski zu Besuch. Die Russen sind gegenüber den deutschen Diplomaten besonders höflich, der vor ein paar Jahren fast das Opfer eines Attentats geworden wäre.

Das breite Gesicht des Marschalls drückt Bedauern aus.

„Ich versichere Ihnen, daß die Gefühle der Roten Armee gegenüber der Reichswehr trotz der politischen Entwicklung die gleichen geblieben sind. Wir werden nie vergessen, daß die Reichswehr die Rote Armee bei ihrem Aufbau entscheidend unterstützt hat.“

Der Botschaftsrat schweigt, er muß schweigen, denn die Richtlinien der Politik werden in Berlin bestimmt.

„Deutschland und die Sowjetunion können der Welt den Frieden diktieren, wenn sie zusammengehen“, sagt der Marschall und fügt warnend hinzu,

**Ein Diplomat war Friedrich Werner Graf von der Schulenburg, sieben Jahre lang deutscher Botschafter in Moskau. Er erlebte eine der dramatischsten Perioden der UdSSR. Kurze Zeit nach dem 20. Juli 1944 wurde er erschossen.**

**Einen Stümper nannte Stalin den Chef der Geheimpolizei, G. G. Jagoda, der 1934—36 die Vernichtung der Opposition gegen den Diktator leitete. Zwei Jahre später fiel der einst so gefürchtete Mann dieser „Säuberung“ selbst zum Opfer.**

„sollte es aber zu einem Zusammenstoß kommen, dann werden sich die Deutschen davon überzeugen, daß die Rote Armee inzwischen viel dazugelernt hat.“

Nur drei Jahre werden vergehen, und die Deutschen werden auf einem fernen Kriegsschauplatz die Worte des sowjetischen Marschalls blutig bestätigt finden.

*

Die Beziehungen zwischen Berlin und Moskau werden immer kühler. Noch einmal versucht ein deutscher Botschafter mit kritischen und mutigen Worten, Hitler davon zu überzeugen, daß seine Ostpolitik falsch sei.

Seit November 1933 residiert in der deutschen Botschaft in dem Tschistij pereulok Rudolf Nadolny.

Doch der Botschafter rennt vergeblich gegen die Mauern des Kreml und der Reichskanzlei an. Schon wenige Wochen später sitzt er hinter seinem Schreibtisch. Langsam kratzt die Feder über das Papier. „Die Gestaltung der deutsch-russischen Beziehungen" steht in steilen Buchstaben als Titel über der Denkschrift, die an den Außenminister von Neurath gerichtet ist.

*„Die Furcht vor dem deutschen Drang nach Osten hat sich in der Sowjetunion zu einem Alpdruck gesteigert. Litwinow benutzt sie als wirksames Aushängeschild für sein Ressentiment gegenüber Berlin ... Die Tendenz des Buches ‚Mein Kampf' und das Wirken Rosenbergs sind auf einen Zusammenbruch der Sowjetunion gerichtet ... Haben wir aber ein Interesse daran, den Zusammenbruch der Sowjetunion zu wünschen?"*

Aus Berlin kommen ausweichende Antworten. Die Russen seien an der Entfremdung schuld. Nadolny entschließt sich endlich, im Mai 1934 nach Berlin zu reisen, um Hitler in einem persönlichen Gespräch von seinen Ansichten zu überzeugen.

Hitler empfängt seinen Botschafter in Moskau sehr freundlich; er hört ausnahmsweise einmal zu, ohne den Besucher inmitten des Satzes zu unterbrechen, wie es sonst seine Art ist. Dann aber schüttelt er den Kopf.

„Ich bin mit Ihrer Auffassung zwar einverstanden, aber ich will mit den Leuten nichts zu tun haben!"

„Ich würde Sie trotzdem bitten, Herr Reichskanzler", drängt Nadolny, „die Denkschrift noch einmal durchzulesen."

Hitler greift achselzuckend nach der Akte. Wenige Tage darauf wird der Botschafter erneut zu Hitler gebeten. Die Begrüßung ist diesmal kühl. Ehe noch Nadolny Platz genommen hat, streckt ihm der Diktator mit herrischer Geste die Denkschrift entgegen.

„Ich sagte es Ihnen ja bereits, Herr Botschafter, ich will mit den Leuten nichts zu tun haben!"

Nadolny versucht vergeblich, in Gegenwart des Außenministers, seine Vorschläge zu begründen. Hitler schneidet ihm das Wort ab:

„Reichen Sie Ihre Vorschläge schriftlich ein, und zwar binnen drei Tagen und über den Außenminister."

Nach einer Kontroverse mit dem Außenminister, Freiherrn von Neurath, stellt Nadolny sein Amt zur Verfügung.

Als nächster deutscher Botschafter reist Graf von der Schulenburg nach Moskau. Er erlebt eine der dramatischsten Episoden der sowjetischen Geschichte.

## Reaktion in Moskau

Indirekt treibt die Furcht vor dem erstarkten Hitler-Deutschland den Diktator im Kreml in die Sackgasse der Reaktion. Er hat Hitlers Buch „Mein Kampf" in russischer Übersetzung von Anfang bis Ende gelesen. Er weiß, wo der unversöhnliche Feind der Sowjetunion sitzt.

Stalin holt nicht ohne Grund die bewährten Symbole „Vaterland" und „Patriotismus" wieder aus den verstaubten Truhen der Geschichte. Im Juni 1934 spricht er zum erstenmal seit der Oktoberrevolution wieder von den „Söhnen unseres großen Vaterlandes", als er die geretteten Männer einer Polarexpedition begrüßt. Im gleichen Monat wird der Begriff des Vaterlandsverrats eingeführt. Besitz- und Familieninstinkte, lange Zeit als bourgeoise Überbleibsel verdammt, werden erneut geweckt. Auch der Revolutionäre Kriegsrat aus der Frühzeit der bolschewistischen Herrschaft gerät unter den Liquiditionshammer.

Noch aber leben viele alte Revolutionäre, leben die Männer, die zu Stalin in Opposition gestanden haben. Werden sie nicht die politische Isolierung der Sowjetunion, werden sie nicht den Augenblick eines kriegerischen Konflikts ausnutzen, um den Diktator im Kreml zu stürzen?

## Ärger mit der Zentrale

Kalt pfeift der Wind durch die Straßen von Leningrad. Das schwache Licht der Laternen erhellt nur spärlich die regennassen Bürgersteige. Es ist der 1. Dezember 1934, ein Datum, das in die Geschichte der Sowjetunion eingehen wird.

Mit hochgeschlagenem Mantelkragen eilt zu dieser abendlichen Stunde ein junger Arbeiter durch die Stadt. Er trägt eine Aktenmappe unter dem Arm. Sein Gesicht ist hager und mit Bartstoppeln übersät.

Vor dem Gebäude des Smolny, des Sitzes der Leningrader Parteiorganisation, bleibt er stehen. Hier residiert der mächtige und eigenwillige Leningrader Parteisekretär, Mitglied des Politbüros, Sergej Mironowitsch Kirow.

Der junge Arbeiter fordert an der Wache einen Passagierschein, den er anstandslos erhält. Dann schlendert er langsam über die Flure bis zu der Tür eines Konferenzraumes. Dort drinnen leitet Kirow eine Sitzung des Büros des Leningrader Parteikomitees. Der temperamentvolle Parteisekretär wäre sehr überrascht, wenn er in diesem Augenblick wüßte, daß vor der Tür keine Wache steht, wie es sonst üblich ist. Kurz darauf wird Kirow von seinem Diener Borisow aus der Sitzung gerufen.

„Moskau ist am Apparat, Genosse Kirow!"

„Ausgerechnet jetzt", knurrt der Parteisekretär und drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus. „Es ist gut, ich komme gleich."

Der junge Genosse hat in letzter Zeit einigen Ärger mit der Zentrale. In einer Sitzung des Politbüros hat man ihm vorgeworfen, daß er Lebensmittelreserven des Militärdistrikts an die Arbeiter hat verteilen lassen.

„Das ist ein billiger Weg, sich Popularität zu verschaffen", hat Kriegskommissar Woroschilow bissig geäußert. Kirow ist die Antwort nicht schuldig geblieben:

„Wenn das Politbüro Produktion von den Arbeitern erwartet, so ist es auch notwendig, die Leute zu füttern!"

Ironisch hat Stalin mit leiser Stimme gefragt:

„Aber warum sollen denn die Arbeiter in Leningrad besser essen als die anderen Arbeiter?"

Rot ist das jugendliche Arbeitergesicht Kirows angelaufen, und unbeherrscht hat er ausgerufen:

„Ich glaube, es ist höchste Zeit, daß man die Rationierung abschafft und unsere Arbeiter endlich richtig satt macht."

Tückisch haben sich die Augen Stalins zusammengezogen, aber er hat geschwiegen. Noch steht es nicht in seiner Macht, ein Mitglied des Politbüros liquidieren zu lassen.

Vergeblich hat er schon im Jahre 1932 durchzusetzen versucht, die Todesstrafe auch gegen Kommunisten anwenden zu können. Das Präsidium der Zentralen Kontrollkommission, die Mitglieder des Politbüros und des

## Geheime Reichssache

Zentral-Komitees naben diese Forderung abgelehnt. Kirow hat zu den eifrigsten Fürsprechern der Ablehnung gehört. Seither hat der Ärger mit Moskau nicht aufgehört. Wer weiß, was dieser Anruf nun wieder zu bedeuten hat.

Kirow schließt die Tür des Sitzungszimmers hinter sich. Wenige Schritte vor ihm steht ein junger Mann mit stechenden Augen. Und das ist das letzte, was der Parteisekretär sieht. Blitzschnell hebt der Fremde eine Pistole und schießt. Kirow sackt zusammen. Der Mörder sieht das Blut aus der tödlichen Wunde sickern und fällt ohnmächtig neben sein Opfer.

die Stimme Stalins, als er den Mörder fragt:

„Warum haben Sie einen so prächtigen Menschen getötet?“

Haßerfüllt blickt Nikolajew zu dem führenden Leningrader NKWD-Beamten hinüber:

„Warum fragen Sie mich, fragen Sie den doch da!“

Der Diktator springt auf. Er zittert vor Wut.

„Schafft ihn fort! Schafft ihn fort!“ schreit er.

Sekunden später, als der Gefangene hinausgeführt worden ist, schleudert Stalin die Vernehmungsakten Jagoda ins Gesicht. Er sagt nur ein einziges

**Botschafter Rudolf Nadolny ahnte, als er 1933 sein Beglaubigungsschreiben überreichte (Bild: beim Verlassen des Kreml) nicht, wie zwölf Jahre später eine andere Begegnung mit den Sowjets aussehen würde: Nach dem Einmarsch der Russen wurde er bei Berlin verhaftet, aber bald wieder freigelassen. Sein Eigentum blieb ihm erhalten.**

Wenige Minuten später verhaftet die Geheimpolizei den aus seiner Ohnmacht erwachten Arbeiter Nikolajew.

*

Durch die sternklare Dezembernacht rollt auf der Strecke Moskau–Leningrad ein Sonderzug. In einem der Luxusabteile sitzt ein Mann mit einem harten, finsteren Gesicht. Nervös spielen seine groben Hände mit der Tabakspfeife.

„Wann sind wir endlich in Leningrad, Genrich Gregorowitsch?“ fragt Stalin ungeduldig seinen Chef der Geheimpolizei. Jagoda sieht auf die Uhr.

„Wir müssen bald da sein.“

„Die Sache wird doch in Ordnung gehen?“ Stalin blickt Jagoda forschend an. Das grobe Gesicht des Chefs der Geheimpolizei zieht sich zu einem breiten Grinsen.

„Selbstverständlich Genosse!“

*

Unter den Mitgliedern des Leningrader Parteikomitees und den Beamten des NKWD herrscht große Aufregung. Die Nachricht von der Ankunft Stalins und seines gefürchteten Chefs der Geheimpolizei hat die Männer beunruhigt. Es ist sehr ungewöhnlich, daß der von einer hysterischen Attentatsfurcht besessene Diktator ausgerechnet an einen Ort reist, an dem es von Terroristen wimmelt.

Und ungewöhnlich ist es auch, daß Stalin persönlich den Mörder verhört.

Stalin sitzt hinter dem Schreibtisch im Arbeitszimmer des Leiters der Leningrader NKWD. Neben ihm stehen Jagoda und zwei andere Beamte der Geheimpolizei. Der Täter wird hereingeführt.

Warmherzig und voller Trauer ist

Wort, böse, tückisch und enttäuscht:

„Stümper!“

*

Der junge Arbeiter Nikolajew hat nicht geahnt, daß sein Schuß die Lawine des Terrors auslösen wird, und daß er zum Werkzeug eines Mannes werden wird, der einen teuflischen Plan ersonnen hat, um seine Gegner zu vernichten.

Stalin hat Jagoda den Befehl zum Mord an Kirow erteilt. Er braucht dieses Attentat, um einen Vorwand zu haben, gegen die Opposition oder die vermeintlichen Feinde seines Regimes mit allen Mitteln vorgehen zu können.

In den Akten des Leningrader NKWD ist der Name eines jungen Arbeiters, Leonid Nikolajew, vermerkt, der sich mit der Absicht trägt, ein Mitglied der Kontrollkommission zu erschießen, dem er die Schuld an seinem Ausschluß aus der Kommunistischen Partei gibt.

Auf den arbeitslosen Nikolajew wird ein Agent angesetzt, der unter der Maske des guten Freundes das Vertrauen des enttäuschten Kommunisten erschleicht. Es gelingt ihm, Nikolajew davon zu überzeugen, daß sein Protest gegen die Bürokratie viel wirksamer und aufsehenerregender sein werde, wenn er auf den prominentesten Vertreter der Bürokratenkaste das Attentat verübt.

Nach seiner Verhaftung drängt der Chef des Leningrader NKWD den Mörder zu dem Geständnis, daß Sinowjew und Kamenew, zwei Führer der Opposition gegen Stalin in den zwanziger Jahren, ihn zu der Mordtat angestiftet hätten.

Der Gefangene durchschaut jedoch

das gemeine Spiel der Geheimpolizei und weigert sich, eine solche Aussage zu machen. Im Geheimverfahren wird Nikolajew zum Tode verurteilt und erschossen.

Der Mord an Kirow liefert Stalin den Vorwand, die Säuberungswellen auch auf die alten Parteimitglieder auszudehnen. Das Politbüro stimmt nunmehr einer „Lex Kirow" zu, die unter anderem den Untersuchungsorganen das Recht zugesteht, härter und schneller bei angeblichen Terrorakten durchzugreifen.

*

Die große Furcht geht über das Land. Die Verhaftungswellen ziehen immer weitere Kreise. Neben der Beschuldigung, terroristische Akte gegen die Sowjetführung begangen zu haben, tauchen die Anklagen wegen Zusammenarbeit mit den Deutschen und Japanern auf. Nur wenige Russen wagen daher noch, mit Ausländern zu sprechen. Das Diplomatische Corps in Moskau hat fast keinen Kontakt mehr mit russischen Funktionären.

Besonders die deutschen Botschaftsangehörigen, die im Hinblick auf die Ereignisse in Hitler-Deutschland unter Spionageverdacht stehen, vermeiden es, gesellschaftlichen Kontakt mit sowjetischen Staatsangehörigen zu pflegen.

Während Rußland unter der Knute des Terrors stöhnt, die der „Erzengel der Säuberung", der Generalstaatsanwalt Wyschinskij schwingt, bereitet Stalin im Kreml einen neuen großen Coup vor.

## Stalins Geheimnis

Die erste schwache Röte der Morgendämmerung steigt über den östlichen Horizont, als am 22. Juli 1936 Militärlastwagen mit jungen Fliegeroffizieren durch die menschenleeren Straßen von Moskau rollen. Vor wenigen Stunden sind sie vom Stabschef der baltischen Flotte, dem Admiral Sawinow, verabschiedet worden. Sie haben Schreibverbot und Urlaubssperre. Nun stehen sie vor General Alksnis, dem großen, schlanken Chef der Roten Luftflotte. Kurz sind die Fragen des Generals, knapp die Antworten.

„Sie werden heute mittag von dem Genossen Stalin empfangen", teilt ihnen der General mit.

Die jungen Fliegeroffiziere spüren, daß sich etwas Geheimnisvolles vorbereitet. Voller Spannung sehen sie dem Mittag entgegen.

Kommandos hallen durch den Saal im Kremlpalast, in dem die Offiziere angetreten sind. Stalin erscheint in weißer, schmuckloser Uniformjacke. Leise quietschen die schwarzen Juchtenlederstiefel, als er über das blanke Parkett geht. Die kleine Gestalt des Diktators reckt sich, dann spricht er:

„Genossen, junge Kommandeure! Euch steht ein besonderer Auftrag bevor. Erst unterwegs werdet Ihr genau erfahren, worin er besteht. Ihr werdet die Grenzen unserer Heimat verlassen, zum erstenmal seit Bestehen der Sowjetmacht. Vergeßt nie, daß der Auftrag, den Ihr durchführen sollt, kein isolierter ist. Ihr geht auf einen Vorposten der Revolution!"

**Im nächsten Heft:**

**Dolores Ibarruri droht · General Franco übernimmt die Führung · Straßenkämpfe in Barcelona · Der Bürgerkrieg in Spanien hat begonnen**

# DAS TAL DER KÖNIGE

**Roman einer Ausgrabung von Lawrence Bachmann**

Er sah mich bewegungslos an. Seine Züge waren härter und grausamer denn je, und doch sprach er in seiner distanzierten, ruhigen Art: „Ich hatte schon befürchtet, Mr. Barton, daß Sie so etwas Ähnliches versuchen würden. Sehr bedauerlich, daß Sie es taten. Wären Sie heute abend mit Ihrem Scheck im Zug gewesen, hätten Sie morgen früh in aller Ruhe das Flugzeug benutzen und Ägypten mit den größten Schätzen verlassen können, die je in diesem Land entdeckt wurden. Mit Schätzen, die Sie selbst nun bereits das zweite Mal entdeckt haben, Mr. Barton."

Er wartete auf meine Antwort, aber als ich nichts sagte, fuhr er fort: „Sie müssen besser schauspielern lernen. Sie scheinen gar nicht erstaunt zu sein, daß ich weiß, wer Sie sind. Philip Barton mag vielleicht ein recht gewöhnlicher Name sein, aber Ihr Gesicht ist nicht ganz so gewöhnlich. Einige Leute, die bei Ihrer Ausgrabung dabei waren, haben Sie erkannt."

„Sie sind ja recht selbstsicher, wenn Sie das alles eingefädelt haben, obwohl Sie wußten, wer ich bin", sagte ich.

„Ich bin selbstsicher", gab er zu. „Drei Tage habe ich gewartet, bis ich von Ihrer Identität überzeugt war. Ich habe Ihnen in Luxor meine Leute nachgeschickt, damit sie die Aussagen des ersten Beobachters bestätigten. Und dann war alles klar. Es stört mich nicht im mindesten, daß Sie einen gewissen Anteil von dem bekommen sollten, was Sie für uns entdeckt hatten. Ich dachte, eigentlich könnten Sie froh darüber sein."

„Reizend von Ihnen." Ich wollte, daß er weitersprach; denn ich überlegte, wie ich ihn fassen konnte. Ich zermarterte mir den Kopf. Wenn ich ihn hier auf die Brüstung brachte, dann konnte ich mich an seiner Stelle an das Seil hängen. Aber das war ja sinnlos. Die Leute, die ihn hinabgelassen hatten und wieder hinaufziehen sollten, hätten mich erkannt, noch bevor ich oben war. Dann brauchten sie nur das Seil loszulassen, und ich stürzte in die Tiefe.

„Mrs. Carr weiß, wer ich bin", meinte Abdel Rusal. „Schon ihr Vater kannte mich. Ich bin ein Mann, der zu seinem Wort steht. Sie hätten allein an Juwelen weit mehr bekommen, als Sie mir zahlen sollten, Mr. Barton. Das ist doch fair, nicht wahr? Deshalb habe ich auch zum ersten Mal einem Menschen, der nicht zu meiner Familie gehört, die Schatzkammer gezeigt. Ich hatte allerdings nicht geglaubt, daß Sie sie wiederfinden würden. Aber ich war vorsichtig genug und ließ Sie durch meine Leute den ganzen Nachmittag beschatten."

„Mrs. Carr hat mit der ganzen Sache nichts zu tun", sagte ich. „Wir haben sie allein unter uns auszuhandeln."

Das Seil schwang und drehte sich langsam. Als ich sein Profil sah, wußte ich, warum er mir so bekannt vorkam: das war der alte Ägypter, wie ich ihn immer wieder auf den antiken Reliefs, den Statuen und den Malereien gesehen hatte.

„Aber Mrs. Carr kennt jetzt diesen Platz", er schüttelte den Kopf und schien nicht im mindesten bekümmert zu sein. „Es tut mir leid. Wenn Sie diese Höhle nicht gefunden und Ägypten verlassen hätten, wie wir es ausgemacht hatten, hätte ich mich als wohlhabender Mann zur Ruhe setzen können. Jetzt müssen wir weiter warten, wie wir schon ein paar tausend Jahre gewartet haben. Viele Generationen meiner Familie haben ihr Leben damit verbracht, das Versteck der Priester zu finden. Wir können diese Entdeckung nicht so leicht preisgeben."

„Was haben Sie vor?" fragte Mary.

Ihre Stimme war ruhig. Sie sprach, als ob sie jemand nach dem Weg fragte.

„Die Dämmerung dauert noch eine Weile", sagte er und sah in das dunkler werdende Purpur des Himmels. „Wir könnten sie erschießen. Das wäre nicht schwierig. Aber es gäbe ein zu starkes Echo und könnte gerade in diesem Teil des Tals zu starkes Aufsehen erregen. Das wäre nicht klug. Es ist besser, wir warten, bis es dunkel ist. Dann werden wir uns Ihrer annehmen. Vielleicht bleiben Sie für immer hier. Dann haben Sie das stolze Bewußtsein, für einige tausend Jahre in illustrer Gesellschaft zu weilen. Aber vielleicht ist es besser, wenn man Sie unten an der Felswand findet. Sie sind hier herumgeklettert, und es wäre ja gar nicht ausgeschlossen, daß Sie dabei tödlich abgestürzt sind."

„Das haben Sie sich fein ausgedacht", sagte ich. Meine Gedanken arbeiteten. Es mußte einen Ausweg geben!

„Das sind zwei Möglichkeiten, aber sie sind recht gut. Vielleicht fällt mir noch etwas anderes ein. Wir werden uns erst einmal um Ihren Jeep kümmern." Er deutete ins Tal hinab. „Möglicherweise kommt jemand, um nach Ihnen zu sehen. Entweder wird man den Jeep überhaupt nicht finden, oder er wird dort stehen, wo Sie abgestürzt sind."

Er war schneller als ich. Während ich mich bückte, um nach einem Stein zu greifen, zog er am Seil. Das war ein Zeichen: sofort wurde er hinaufgezogen. Er kam außer Sicht, bevor ich nach ihm werfen konnte. Ich tat es trotzdem.

„Völlig sinnlos", sagte ich, „aber ich mußte es einfach tun."

„Gut daß du es getan hast", sagte Mary. „Es war auch für mich wie eine Erlösung. Ich konnte es nicht mehr aushalten, wie er da so vor uns in der Luft hing und uns verspottete."

„Zumindest wissen wir, was er vorhat. Er hätte es gar nicht zu sagen brauchen. Das konnten wir uns an allen zehn Fingern abzählen. Aber so hatte ich wenigstens Zeit, einen Ausweg zu suchen."

„Welchen?"

„Abdel Rusal weiß, daß uns der Weg nach oben versperrt ist", sagte ich, „und er ist absolut sicher, daß wir den Abstieg nicht wagen. Aber wir müssen hinab. Wir müssen zum Jeep kommen, bevor Abdel Rusal und seine Leute ihn erreichen. Sie sind sicher schon auf dem Weg. Aber es ist ziemlich weit, und das ist unsere Chance."

„Wie sollen wir da hinunterkommen?"

„Gib deinen Gürtel."

Sie atmete tief. Mit einem leichten Ruck löste sie den roten Gürtel aus geflochtenem Leder.

„Wenn die einzelnen Riemen stark genug sind, haben wir, was wir brauchen." Ich zog an den Enden, aber sie waren zu gut vernäht. In meinen Taschen fand ich nur ein paar Münzen.

„Hast du etwas zum Schneiden?" fragte ich.

Mary durchsuchte ihre Taschen. Außer ihrem Taschentuch hatte sie nur einen Lippenstift bei sich. Ich versuchte, mit dem oberen Ende der Metallhülse die Fäden aufzutrennen, mit denen die einzelnen Riemen zusammengenäht waren. Vergebens. Dann drehte ich am Boden der Hülse, bis der Stift ganz herauskam. Ich warf ihn fort; er rollte über das Plateau in die Tiefe. Die leere Hülse legte ich auf einen Felsen und bearbeitete sie mit einem Stein, bis der Boden heraussprang. Ich hämmerte weiter und bekam schließlich ein meißelartiges, scharfes Instrument. Damit konnte ich schneiden.

# DAS TAL DER KÖNIGE

Wir trennten den Gürtel auf und banden die einzelnen Riemen aneinander. Jeder Knoten war so klein und kurz wie nur möglich; denn wir brauchten jeden Zentimeter Leder für unsere Rettung.

„In diesem Augenblick bedauere ich, daß du so schlank bist", sagte ich. Als wir fertig waren, warfen wir das selbstgebastelte Kletterseil über die Brüstung.

„Viel zu kurz", stellte ich fest, nachdem ich mich hinübergebeugt und nachgesehen hatte. Daß Abdel Rusal uns beobachten würde, war unwahrscheinlich. Erstens waren wir durch den überhängenden Felsen gegen jede Sicht von oben geschützt, und zum zweiten hielt er einen Fluchtversuch für unmöglich. Er war überzeugt, daß wir dabei nur abstürzen könnten. Dann brauchte er unsere Leichen und den Jeep nur an eine andere Stelle zu bringen. Fand man uns dort, sah jeder, daß wir bei einer unsinnigen Kletterei den Tod gefunden hatten.

Ich nahm meinen Gürtel ab und knüpfte ihn an das Seil. Es war noch zu kurz. Dann zog ich mein Hemd aus.

„Ob das halten wird?" fragte Mary beunruhigt.

„So natürlich nicht", antwortete ich und gab ihr einen Ärmel in die Hand; ich selbst nahm den anderen. Wir drehten es zu einem festen Strick zusammen und banden es zwischen die beiden Gürtel. Dann riß ich mein Taschentuch in Streifen und knotete sie um das zusammengedrehte Hemd. So konnte es nicht mehr auseinanderrollen.

„Nimm meine Bluse dazu", sagte Mary.

„Vielleicht ist es ja schon lang genug", sagte ich und lehnte mich über die Brüstung. „Es muß so lang sein, daß wir es hier um den Felsen binden können, wie wir es vorhin auf dem First gemacht haben", erklärte ich.

„Das muß es", sagte Mary. „Dachtest du etwa, du könntest mich hinunterlassen und allein hier zurückbleiben? Das erlaube ich auf keinen Fall!"

„Nein, daran habe ich nicht gedacht", antwortete ich und schlang das Tau um eine Felsnase dicht am Rande des Plateaus. „Ich will nur, daß wir beide hier wegkommen."

Sie beugte sich über den Rand und rief: „Es ist lang genug!"

„Du kletterst nicht als erste hinunter", sagte ich. „Vielleicht hält das Seil nicht."

„Aber ich bin leichter als du, Hank. Und im übrigen wird es halten."

„Sicher wird es halten", war alles, was ich antworten konnte.

Sie küßte mich zart auf den Mund: „Das heißt nicht etwa Lebewohl."

Wir schauten uns fest in die Augen. Dann schlang sie das Seil um Hände und Gelenk. Ich traute weder der Felsnase noch unserem Seil. Fest stemmte ich mich gegen den Boden und ließ sie vorsichtig hinunter. Sie versuchte alles nur mögliche, um das Seil nicht zu sehr zu belasten, aber sie fand nirgend einen Halt für ihre Füße. Ein Glück, daß das Tau so viele Knoten hatte, sonst wäre es mir durch die Hände gerutscht, die heiß und feucht waren vor Anstrengung und Angst.

Ich konnte nicht sehen, wie weit sie noch von der Felsspalte entfernt war; ich konnte es nur an dem immer kürzer werdenden Seil abschätzen. Plötzlich ließ die Spannung nach. Für einen Augenblick fürchtete ich, sie könnte abgestürzt sein, aber da hörte ich auch schon ihre Stimme: „Hank, ich hab's geschafft. Sei bitte vorsichtig."

Noch einmal prüfte ich, ob die Schlinge am Felsen auch halten würde, zog mit meinem ganzen Körpergewicht und mit aller Kraft am Seil. Dann warf ich es über die Brüstung hinab. Mary gab ihm einen kurzen Ruck, um mir zu bedeuten, daß es an der richtigen Stelle hing. Dann schwang ich mich vorsichtig über den Rand der Plattform und ließ mich, das Gesicht der Felswand zugekehrt, langsam in die Tiefe.

Vergebens suchte ich mit den Fußspitzen einen Halt, um das Seil zu entlasten, aber an dieser glatten Wand gab es auch nicht den geringsten Vorsprung, nicht die kleinste Rille. Einmal stieß ich mich mit den Füßen zu stark ab und schwang im Bogen hinaus in die Leere. Ich konnte deutlich fühlen, wie sich die Knoten durch mein Gewicht fester zogen. Würden sie halten? Angstvoll blickte ich auf das Tau. Aber Vorsicht hätte nun nichts mehr genützt; ich war ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Ich wußte, was geschah, wenn das Seil nicht hielt... All das und noch vieles andere ging mir durch den Kopf, während ich die Felswand vor meinem Gesicht betrachtete, die in Jahrhunderten spiegelglatt gewaschen worden war, und während ich darauf achtete, in meinen Bewegungen möglichst sparsam zu sein.

Plötzlich spürte ich ein Zupfen an meinem Hosenaufschlag; ich war also in Marys Reichweite gekommen. „Nur noch ein ganz kleines Stück", sagte sie ruhig. „Gib acht, wo du hintrittst. Der Vorsprung hier ist nicht sehr breit."

Ihr Gesicht kam mir immer näher. Sie stand dicht an die Wand gepreßt und hielt sich mit der rechten Hand in einer Rille fest; mit ihrer linken dirigierte sie mich vorsichtig zu sich heran. Ich spürte die Felsspalte unter meinen Fußspitzen und stieß mich fest hinein, um möglichst sicheren Halt zu haben. Mit dem rechten Fuß konnte ich gut stehen, aber mit dem linken balancierte ich auf der Zehenspitze. Vorsichtig verlagerte ich mein Gewicht von den Armen und Händen, die immer noch das Tau hielten, auf die Füße. Dann tastete ich mit der rechten Hand nach einer Rille, in die ich mich klammern konnte.

„Komm etwas näher zu mir", sagte Mary, „da ist der Vorsprung breiter."

„Ja. Ich werde rüberkriechen."

Es knackte; der Fels bröckelte und mein linkes Bein rutschte ab. Mary schrie. Meine beiden Arme waren nach oben gereckt; mit der linken hielt ich mich am Seil. Ich packte es fester und suchte wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Mit der rechten Hand erreichte ich Mary, aber ich war geistesgegenwärtig genug, sie nicht zu stoßen. Ich drückte mich dicht an die Wand und legte mein ganzes Gewicht auf den rechten Fuß. Plötzlich gab das Seil nach. Es mußte gerissen sein, als ich mich so ruckartig daran festgehalten hatte. Ich beugte mich zurück, um das fallende Seil zu retten, aber es glitt an mir vorbei in die Tiefe. Verzweifelt klammerte sich Mary an meine rechte Hand. So hingen wir hilflos an der Wand, und alles ringsum schien sich zu drehen. Aber der Fels unter meinem rechten Fuß gab nicht nach und schließlich gelang es mir, hier auch für den linken Fuß einen Halt zu finden. Jetzt konnte ich den Druck auf Marys Arm lockern. Sie nahm meine Hand und führte sie zu einer schmalen Spalte über meinem Kopf. Ich griff krampfhaft in diese Rille und endlich hatte ich mein Gleichgewicht wieder gefunden.

Wir sprachen kein Wort, preßten uns nur gegen die Felswand und rangen nach Luft. Ich sah sie an, und sie versuchte zu lächeln. Ihre Lippen zitterten. Ich schloß die Augen. Ob wir wohl auf ihrer Seite in der Felsspalte weiterkommen konnten? Auf meiner Seite war es ganz unmöglich.

„Kannst du ein Stück weiterkriechen?" fragte ich, sobald ich wieder sprechen konnte.

Mary nickte. Vorsichtig setzte sie ihren Fuß weiter nach rechts und fand dann auch für ihre Hände einen neuen Halt. So rutschten wir etwa fünf Meter am Felsen entlang.

„Jetzt geht es nicht mehr weiter", sagte Mary.

Die Stufe war hier etwas breiter, aber wir konnten uns nicht umdrehen. Unser Ziel, der Felsbrocken, lag nur noch drei Meter entfernt.

„Stehst du fest genug, um mein Gewicht zu halten?" fragte sie. Ich bejahte und wollte wissen, was sie vorhatte. „Die Felsspalte ist hier zu Ende, aber ich glaube, unter uns ist noch eine andere. Ich will mich hinauslehnen und nachsehen."

Ich nahm sie bei der Hand und preßte mich so fest wie möglich an die Wand. Als Mary sich vorbeugte, drehte sie mir fast den Arm ab.

„Ich muß noch etwas weiter vor, Hank", sagte sie. „Geht es?" Ich murmelte eine Antwort und drückte mich noch fester an den Fels. Am liebsten wäre ich hineingekrochen. Meine Schulter- und Rückenmuskeln krampften sich schmerzhaft zusammen. Mary blickte in die Tiefe. Dann gab sie sich einen kurzen Ruck, schwang an die Wand zurück und ließ meine Hand los.

„Gerade unter uns ist eine zweite Spalte, Hank. Wenn wir die erreichen, sind wir gerettet; denn sie führt zu dem Felsbrocken."

„Also los", sagte ich.

„Wir werden uns aber nicht gegenseitig helfen können. Jeder muß allein hinabklettern."

„Ich will es als erster versuchen", erklärte ich. „Wenn ich unten bin, werde ich dir schon helfen können."

„Nimm meine Hand, dann hast du es wenigstens am Anfang leichter."

Es war wie auf dem zwölf Zentimeter breiten Sims im dreißigsten Stockwerk eines Wolkenkratzers. Ich wußte, daß ich nie wieder hinaufkommen konnte, wenn ich erst einmal unten war. Nur ein Akrobat hätte sich auf eine so schmale Fläche hinaufziehen können. Aber ich wußte auch, daß wir hinab mußten; es war unsere einzige Chance.

Mit Marys Hilfe ging es ganz schnell. Ich rutschte vorsichtig die Wand hinunter, bis ich kniete, mein Gesicht dicht neben Marys Füßen. Mit den Händen suchte ich einen festen Halt und ließ dann zuerst die Beine und schließlich den Körper über das Sims hinabgleiten. Die ganze Zeit tastete ich mit den Füßen nach der Felsspalte, von der Mary gesprochen hatte. Ich fand sie, noch bevor meine Arme völlig ausgestreckt waren.

„Ich habe es geschafft", rief ich hinauf. „Warte noch einen Augenblick. Ich will ganz sicher sein, daß wir hier auch weiterkommen."

Der Mond war inzwischen heraufgekommen und man konnte nichts mehr deutlich erkennen. Aber es sah aus, als ob die Spalte bis zu dem Felsbrocken führte, und dort schien sogar eine Art Pfad zu beginnen. Nach dem, was wir hinter uns hatten, sah er wie eine Straße aus.

„Alles in Ordnung", rief ich, „aber sei vorsichtig."

Für Mary war es schwieriger als für mich, weil niemand sie stützen konnte, als sie sich hinabließ. Dafür hatte jedoch ihr schlanker Körper auf dem schmalen Sims besser Platz. Bald sah ich ihre Beine über die Kante gleiten. Ich half ihr, so gut ich konnte. Mit ausgestreckten Armen hing sie an der Wand, und doch erreichten sie nicht den Boden. Ich packte sie um die Taille und riß sie zu mir heran. Dann stand sie fest auf den Füßen.

Wir kletterten zu dem Felsbrocken, hasteten weiter mit zitternden Knien, bis wir zu der Geröllhalde am Fuß der steilen Wand kamen. Dort setzte ich mich hin und strich über meine schmerzenden Muskeln. Mary lehnte erschöpft an einem großen Stein. Endlich brauchten wir nicht mehr den Fels anzustarren, sondern konnten hinausblicken zum gestirnten Himmel, konnten den guten gelben Mond begrüßen. Der Jeep unter uns glänzte silbern und alles im Tal schien infolge der Schattenbildung wie das Negativ einer Fotografie: das Schwarze weiß und das Weiße schwarz. Nichts bewegte sich im Tal, nirgends war ein Auto zu sehen.

Ich sprang auf und zog Mary weiter. Wir kletterten über die Halde, stolperten, fielen hin und halfen uns gegenseitig wieder auf. Unsere Kleider waren zerrissen, die Hände verschrammt, aber darum durften wir uns jetzt nicht kümmern.

Als ich endlich wieder auf flachem Boden ging, knickten meine Beine unter mir zusammen. Es war, als müßte ich wieder laufen lernen. Das kurze Stück Weg bis zum Jeep erforderte größte Anstrengung. Mary hielt sich mit letzter Kraft auf den Beinen. Am liebsten wären wir zum Jeep gerannt, aber wir konnten uns nur hinschleppen.

Ich hob sie hinein und kletterte dann auf den Fahrersitz. Das Surren des Anlassers und das Brummen des Motors waren die schönste Musik, die ich je gehört hatte. Unbedenklich machte ich die Scheinwerfer an und löste die Handbremse. Die schweren, überdimensionalen Reifen rollten immer schneller.

Sie kamen von vorn auf uns zu. Ich schreckte auf und löschte das Licht. Das nützte nicht viel; wir konnten lediglich die zwei Scheinwerferpaare, die auf uns zujagten, deutlicher sehen. Ich steuerte den Wagen von der Felswand weg quer durch das Tal. Die beiden Wagen änderten ebenfalls ihre Richtung. Wir hatten sie jetzt in der Flanke, und sie versuchten, uns zu überholen.

„Sie haben uns den Weg zur Straße abgeschnitten", sagte ich. So gut es ging, steuerte ich den Jeep durch die Schlaglöcher und Bodenwellen der Talsohle, fort von der Felswand. Meine Hoffnung war, Abdel Rusal umgehen und die Straße errreichen zu können.

Für eine kurze Zeit waren wir hinter einem hohen Erdwall, den Resten einer früheren Ausgrabung, verborgen. Als wir wieder hervorkamen, sah ich, daß einer der Wagen in etwa dreißig Meter Abstand neben uns herfuhr und uns sehr schnell überholte. Der andere blieb auf gleicher Höhe mit uns. Dann kam das erste kleine, weiße Wölkchen vor uns, ein zweites neben

# DAS TAL DER KÖNIGE

uns. Der Knall ließ nicht lange auf sich warten.

„Sie schießen!" rief ich Mary zu und riß den Wagen in die einzige Richtung, die uns zur Flucht noch offen geblieben war. Wir fuhren jetzt von der Straße weg, der Felswand entlang; Abdel Rusals Wagen waren nun hinter uns.

„Wo fährst du hin?" schrie Mary. Der Wind pfiff in dem leichten Verdeck des Jeeps. Mary klammerte sich an ihren Sitz, um nicht nach oben hinausgeschleudert zu werden; ich krampfte mich ans Steuer.

„Ich weiß noch nicht. Ihre Wagen sind mindestens so schnell wie unserer, wahrscheinlich schneller. Außerdem haben Sie Waffen."

„Wir sitzen wenigstens nicht in der Höhle und müssen tatenlos zusehen, bis sie kommen", tröstete Mary. Ich schaltete die Scheinwerfer wieder an; denn die Verfolger konnten uns im Mondlicht ja doch sehen. Jetzt war der Weg besser zu erkennen. Ich kreuzte und kurvte durch das Tal wie ein Kaninchen, das von Windhunden gejagt wird. Die großen Reifen waren ein Vorteil für uns, aber da die anderen zwei Wagen hatten, war es nur eine Frage der Zeit, daß sie uns faßten. Der Jeep fuhr jetzt genau auf den riesigen Steinkoloß zu. Da kam mir ein Gedanke. Ich hatte nicht die Zeit, lange zu überlegen. Entweder es klappte oder nicht. Wir hatten keine andere Wahl.

Wir waren in einer Staubwolke verborgen; denn die Räder hatten am Rande unserer alten Ausgrabung Staub und Sand wild aufgewirbelt. Zündung und Scheinwerfer ausschalten und aus dem Wagen springen dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde. Mary kam sofort nach.

„Schnell!" rief ich ihr über die Schulter zu, griff nach ihrer Hand und zog sie mit mir.

Sie stolperte hinter mir die Stufen der Ausgrabung hinunter. „Wo sind wir denn?" fragte sie.

Es war jetzt nicht die Zeit zu Erklärungen. Ich zog sie an den großen Steinen vorbei, die wir vor so langer Zeit hier weggewälzt hatten und hinter denen der Eingang zum Grab des Pharao verborgen gewesen war. Das Mondlicht erhellte den Gang nur für ein paar Schritte, dann wurde es finster. Aber alle Steine schienen noch an der gleichen Stelle zu liegen.

„Du mußt dich gut festhalten", sagte ich und drückte ihre Hand kräftig.

„Aber wir haben keine Taschenlampen und gar nichts", sagte sie kläglich.

„Nicht nötig. Und wenn ich blind wäre, diesen Weg würde ich immer finden. Ich habe ihn kennengelernt!" Jetzt tat es mir nicht mehr leid, daß in jener Nacht, als ich die Fugen der türlosen Grabkammer untersucht hatte, meine Taschenlampe zerbrochen war.

„Wenn nur niemand die Steine verschoben hat", dachte ich, als wir den finsteren Teil des Ganges erreicht hatten. Ich hielt den Arm schützend vor mein Gesicht. Jede einzelne Ecke dieses Irrgartens war mir in Erinnerung, jedes Stückchen Boden, das zu den beiden Grabkammern führte. Ich hörte, wie Mary stöhnte und packte ihre Hand fester.

„Hast du dir weh getan?"

„Nicht so schlimm", antwortete sie. „Ich muß versuchen, genau in deinen Fußstapfen zu gehen. Komm schnell weiter."

„Hier rechts ist die Sackgasse, in der wir die Leichen von Happy und Junior fanden", erklärte ich. „Sie waren unsere wichtigsten Mitarbeiter. Die ersten beiden Tage hatten wir keine Spur von ihnen entdecken können. Damals glaubte ich schon, sie hätten auch zu der Bande gehört."

„Laß uns lieber still sein, Hank", flüsterte Mary, die vorsichtig über die Steine kroch.

„Sie können noch nicht da sein", antwortete ich. „Außerdem versperren viel zu viele Steinblöcke den Gang und fangen den Schall ab."

Trotzdem beherzigte ich ihren Rat. So schnell ich es irgend verantworten konnte, kletterten wir weiter. Es war vollkommen finster, aber heute empfand ich die Dunkelheit nicht als drohende Gefahr. Im Gegenteil, sie allein konnte uns retten.

„Es ist nicht mehr weit bis zum Grab. Wir haben es jetzt genau vor uns."

„Ich nehme dich beim Wort", versuchte Mary zu scherzen.

„Jetzt kommt der schwierigste Teil", erklärte ich. „Hier links", ich führte ihre Hand in die Richtung, „ist ein hoher Steinblock. Ein zweiter liegt oben auf. Wie eine Treppe, nur kann man es von unten nicht erkennen. Hier geht es in die Grabkammer der Königin. In der Decke des Ganges ist eine steinerne Falltür. Wir hatten sie seinerzeit geöffnet. Es war wie ein Raum ohne Tür."

Das alles erzählte ich, während ich ihr beim Hinaufklettern half. Ich mahnte sie immer wieder zur Vorsicht; denn wie leicht hätte sie abstürzen und sich empfindlich verletzen können. Ich erzählte ihr, wie der Boss und ich diese Grabkammer zuerst auf einer Fotografie entdeckt hatten, wie mir nachts einer unserer Arbeiter — heute wußte ich, daß er zu Abdel Rusals Leuten gehörte — folgte, wie mir die Taschenlampe zerbrach und welche Schwierigkeiten ich gehabt hatte, wieder aus dem Gang herauszukommen. Aber der Arbeiter war mir nicht bis zu der steinernen Tür gefolgt und hatte nichts von ihr gesehen; denn sie war ja noch geschlossen gewesen.

Ich stemmte mich in den türlosen Raum hinauf und zog Mary nach.

„Von hier aus sehen wir genau vor die Tür der äußeren Grabkammer hinab", erklärte ich Mary. „Dahinter liegt dann das eigentliche Grab."

„Können wir hier denn nicht weiter?" fragte Mary.

„Ich sagte dir doch schon, daß es ein Raum ohne Tür ist. Wir sind durch die einzige vorhandene Öffnung geklettert."

„Aber Hank", ihre Stimme war voller Angst, „dann sitzen wir ja in einer Falle."

„Ich hoffe nicht", sagte ich. „Abdel Rusal hat zwar das Grab des Pharao beraubt aber nicht das der Königin. Das haben wir erst viele Wochen später geöffnet. Abdel Rusal oder einer seiner Leute können nichts von dieser Kammer wissen."

„Glaubst du, die laufen einfach vorbei, ohne uns zu finden?" sagte sie.

„Sie vermuten uns in der großen Grabkammer und dort werden sie uns auch sofort suchen. Dies hier ist unsere einzige Chance. Wir müssen uns ruhig verhalten und versuchen herauszukommen, sobald sie unter uns vorbeigelaufen sind."

Da saßen wir in der Dunkelheit und warteten. Ich hatte meinen Arm um sie gelegt und sie lehnte sich vertrauensvoll an mich. Ich zwang mich zu sprechen: „Es ist fast eine Ironie des Schicksals, daß wir an diesen Ort zurückgekehrt sind, an dem die ganze Tragödie begonnen hat. Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte den armen Pharao und seine Königin nie gefunden."

„Dann hättest du auch mich nicht gefunden, Hank", sagte sie leise.

„Mir wäre wohler, wenn du nichts mit der ganzen Sache zu tun hättest." Ich strich mit den Fingerspitzen über ihre Nase, über ihre Stirn und durch ihr Haar und beugte mich dem zarten Duft von Jasmin entgegen. „Ich habe mir immer gewünscht, einmal zu heiraten. Aber ich wollte warten, bis ich ein Mädchen fände, das alles in sich vereint. Nicht das Äußere. Eine Frau, die meine Arbeit und meine Gedanken versteht. Doch nie hätte ich gedacht, jemand zu finden, der mehr davon weiß als ich."

Ich beugte mich in den Gang hinab und lauschte. Es war nichts zu hören. Ich legte meinen Arm wieder um Mary und konnte deutlich spüren, wie sie Rücken und Nacken angespannt hielt. Ich mußte sie ablenken, weitersprechen.

„Weißt du noch? Unser Besuch im Museum? Du konntest die Hieroglyphen viel schneller lesen als ich. Wo hast du eigentlich so viel über Ägyptologie gelernt?"

„Mein Vater war ein großer Kenner der alten ägyptischen Geschichte. Bei ihm lernte ich all diese Dinge. Er zwang mich nicht etwa dazu. Ich hörte ihn nur davon erzählen, und dann wollte ich es eben lernen."

„Ich komme mir vor wie Tantalus", sagte ich. Meine Worte waren bitter. „Immer wenn ich nach etwas greifen will, entschwindet es. Hier an dieser Stelle habe ich alles verloren. Den Boss und Spike, meine besten Freunde. Jetzt habe ich dich gefunden, und ein ganz neues Leben soll beginnen - und wieder sitz ich hier in diesem Grab..."

Ich sprach nicht zu Ende. Ich konnte es nicht.

„Vielleicht haben die alten Ägypter recht gehabt." sagte sie leise. „Vielleicht gibt es wirklich eine bessere Welt nach dieser."

„Das mag sein", gab ich zu, „aber ich bin mit dieser noch nicht fertig. Jedenfalls habe ich nicht das Gefühl."

„Schließlich sind wir beide hier zusammen", meinte sie, „nicht um herumzusitzen, zu warten und zu hoffen."

„Ssst!"

Ich spürte das Geräusch mehr, als daß ich es hörte. Es drang langsam durch die kühle, trockene Luft des Ganges in die Grabkammer wie Wellengekräusel auf einem stillen See. Ich flüsterte ihr ins Ohr: „Rück zur Seite, dann kannst du den Eingang zur großen Grabkammer besser beobachten, Ich gehe auf die andere Seite, um zu sehen, wie sie ankommen."

Mit den Händen tastete ich mich an der Öffnung entlang und kroch auf die andere Seite. Ich beugte meinen Kopf hinab und wartete mit Ohren und Augen auf das erste Zeichen von Abdel Rusal und seinen Leuten. Ganz schwach hörte ich ein Geräusch. Sie kamen.

Ich setzte mich bequemer hin. Da streiften meine Hände gegen etwas Hartes, Kaltes, Rundes. Ich zuckte

zurück, bevor ich noch erfaßte, was es war: Ein von Miltons gebrauchten Vakublitzen. Vorsichtig strich ich mit beiden Händen über den Boden. Die Birne durfte nicht hinunterfallen; denn ich wußte nur zu genau, welchen Lärm sie machen würde. Ich spürte nur den rauhen, kalten Stein. Dann plötzlich kam ich mit dem Handrücken gegen die Glaskugel. Sie rollte wie Quecksilber fort. Zu Tode erschrocken versuchte ich, sie festzuhalten. Zu spät. Sie fiel durch die Öffnung, schlug auf einen Stein und explodierte mit lautem Knall.

Jetzt mußten sie wissen, wo wir waren. Ich konnte hören, wie die Leute unter uns im Gang aufgeregt miteinander sprachen. Schnell rutschte ich an Marys Seite und nahm ihre Hand.

„Es tut mir leid", sagte ich. „Ein alter Vakublitz."

Lichtstrahlen fielen über die Steinblöcke. Abdel Rusal rief seinen Leuten etwas zu. Mary preßte ihren Mund an mein Ohr: „Er sagt, sie sollen vorsichtig sein, wir hätten Gewehre oder Revolver. Die wären sicher im Jeep gewesen."

„Revolver?" Im gleichen Augenblick fiel mir auch schon die Antwort ein. „Natürlich, der Vakublitz! Sie denken, wir hätten auf sie geschossen."

Wieder hörte ich arabische Worte. Abdel Rusal sprach lauter als alle anderen. Aber nun klang seine Stimme nicht mehr ruhig und beherrscht.

„Was sagt er?"

„Er meint, wir wären in der Grabkammer. Diesmal könnten wir nicht entkommen. Es gäbe nur die beiden Kammern hier unten am Ende des Ganges, dort müßten wir uns versteckt haben."

„Ich wollte, wir hätten Revolver", sagte ich. „Schon ein paar Vakublitze wären genug, um sie in Schrecken zu halten." Ich suchte mit den Händen auf der Erde, konnte aber nichts finden.

Der Lichtschimmer unten im Gang wurde heller. Ich schlich wieder auf die andere Seite, um den Gang beobachten zu können. Meine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Hinter den Felsblöcken sah ich Leute hin und her gehen, die im Schein der Taschenlampen ihren Weg suchten.

In einer Spalte zwischen zwei Felsen erschien ein Gewehrlauf. Er zielte auf den Eingang zur Grabkammer. Der Knall war ohrenzerreißend und der scharfe Geruch des Pulverrauchs stieg in unsere Kammer hinauf. Ich hatte viermal das rote Mündungsfeuer gezählt.

Der Schütze blieb an seinem Platz. Vier bewaffnete Männer schoben sich an ihm vorbei und bezogen neben dem Eingang zur äußeren Grabkammer Stellungen. Sie wurden geschützt von den Felsen und dem großen Türblock, den wir ein Jahr zuvor herausgehoben hatten. Ich bewunderte ihre Taktik; wie alte, erfahrene Infanteristen lauerten sie hinter ihrer Deckung und zielten in die Kammer hinein, um sofort auf alles zu schießen, was sich darin bewegte. Wieder drei Schüsse von dem ersten Schützen. Und dann sah ich Abdel Rusal durch den Stollen rennen. In der einen Hand hielt er eine Taschenlampe, in der anderen eine 43er Automatic. Er blieb am Eingang stehen und wandte uns genau wie die anderen vier Männer den Rücken zu. Nun waren sie alle an uns vorbeigelaufen. Nur der eine Schütze hielt noch immer sein Gewehr durch die Spalte. Er war das einzige Hindernis zwischen uns und der Freiheit. (Schluß folgt)

# LIEBE in

**Ein Bericht über Alltäglichkeiten, von denen man nicht gern spricht. Zusammengestellt von Kurt Joachim Fischer**

Die hier geschilderten Vorgänge und Namen sind so abgeändert, daß Ähnlichkeiten mit anderen Personen oder Geschehnissen nur Zufall wären.

Das Gericht sprach den praktischen Arzt Dr. med. Christian Schuh frei. Selbst der Staatsanwalt hatte auf Freispruch plädiert: „Von einer Schuld im Sinne der Anklage kann keine Rede sein. Wenn hier von Schuld gesprochen wird, so ist es eine andere Schuld, über die ein Gericht nicht zu befinden hat."

Die Mitangeklagte, die Sprechstundenhilfe Sabine Köster, wurde ebenfalls freigesprochen. Sie habe den Arzt, bei dem sie angestellt war, angestiftet, seine Frau zu beseitigen, damit sie deren Stelle einnehmen könnte, hatte es in der Anklageschrift geheißen. Aber das Gericht und die Geschworenen hatten sich während der Verhandlung davon überzeugt, daß Sabine von sich aus bewußt nichts getan hatte, um die Ehe des Arztes zu stören, daß sie niemals die Absicht gehabt hatte, seine Frau zu werden, nicht einmal seine Geliebte.

Dem praktischen Arzt Dr. Christian Schuh, vierundvierzig Jahre alt, hatte die Anklage vorgeworfen, er habe vorsätzlich und mit Überlegung gehandelt, als er Hand an seine Frau legte. Er habe sie beseitigen wollen, um Sabine Köster heiraten zu können. Das wäre Mord gewesen oder jedenfalls Mordversuch. Denn Betty Schuh lebte noch. Aber das Gericht hatte ihm zubilligen müssen, daß er in einem Augenblick höchster Erregung gehandelt hatte, ohne nachweisbaren Vorsatz und ohne Überlegung. Im Affekt...

Es hätte schon an jenem Abend geschehen können, als er gegen einundzwanzig Uhr aus der Praxis in die Wohnung gekommen war...

Er ließ sich in einen Sessel fallen und

## der Sackgasse

schloß die Augen. Er spürte kaum noch seinen Körper. Sein Denken war erschlafft, sein Kopf leer, wie nach einem wuchtigen Schlag.

Er war fertig. Er hatte einen ganzen langen Tag gearbeitet, hatte zweiundsechzig Patienten behandelt, zwischendurch ein Dutzend Hausbesuche gemacht. Und dann war noch die Nachricht gekommen: „Frau Grundmann hat sich das Leben genommen." Eine verzweifelte Frau, die glaubte, ein unheilbares Leiden zu haben. Sie hatte dreißig Schlaftabletten geschluckt und dann den Gashahn aufgedreht. Am Vormittag, als man sie fand, war sie tot. Und nun quälte Christian Schuh die Vorstellung, er habe hier versagt, weil er nicht fähig gewesen sei, einem Menschen die Kraft zu geben, die schwierige Phase einer keineswegs lebenbedrohenden Krankheit zu überstehen.

Müde, ausgelaugt, verstört von dem Geschehen dieses Tages, zu schlapp, um eine Zigarette rauchen zu können, saß er im Sessel und hatte nur den einen Wunsch, sich ausruhen zu können. Die Augen waren geschlossen und warteten auf erlösenden Schlaf, als Betty, seine Frau, ihn aufscheuchte:

**Der Arzt stand hinter Sabine, der Sprechstundenhilfe, und hatte seine Hände leicht auf ihre Schultern gelegt, als seine Frau plötzlich in das Zimmer kam.**

Zeichnung Grazioli

# LIEBE in der Sackgasse

„Himmel, du schläfst! Ich werde wahnsinnig. Wir sollten schon längst bei Rießbergs sein."

„Was soll ich bei Rießbergs?" Christian Schuh richtete sich im Sessel auf und sah seine Frau vor sich, in einem halblangen Abendkleid, das Nerzcape lässig über die Schultern gelegt.

„Weißt du nicht, daß wir eingeladen sind?"

„Ich gehe nicht. Ich kann nicht. Ich bin zu müde. Außerdem könnte ich es nicht ertragen, bei den Rießbergs, diesen Snobs, blöde Konversation zu machen."

Betty kam näher. Sie stand, schön und kalt wie eine griechische Marmorstatue, vor ihrem Mann. „Du weißt, wie wichtig diese Leute für uns sind. Für deine Karriere."

„Betty, ich beschwöre dich: ich kann nicht. Ich habe heute zuviel hinter mir. Geh allein und entschuldige mich." Er stöhnte gequält und legte die Hand vor die Augen.

Die Stimme seiner Frau wurde eisig: „Wenn ich mich aufopfere, zu diesen Leuten zu gehen, dann kannst du mich gefälligst begleiten."

„Nein, ich kann wirklich nicht. Geh! Du gehst doch gern."

„Du bist ein Versager", höhnte sie zynisch. „Auf der ganzen Linie."

„Ich brauche ein paar Stunden Ruhe. Vielleicht kann ich später etwas lesen."

„Kommt die Köster?" fragte Betty spitz, herausfordernd.

„Ich wüßte nicht, was Fräulein Köster hier soll."

„Ich dachte, deine großartige Sprechstundenhilfe würde dir Gesellschaft leisten."

„Laß doch den Unsinn, Betty. Sie ist längst nach Hause gegangen."

„... um wiederzukommen, wenn ich weg bin. Einmalige Gelegenheit, nicht? Gut organisiert, muß ich sagen."

Christian Schuh sah seine Frau betroffen, mißtrauisch an. „Was sollen diese heimtückischen Reden?"

„Ich weiß, was ich sage. Für dich gibt es doch nur noch diese dumme Gans. Ich bin längst abgemeldet. Stimmt doch, nicht?"

Christian Schuh schüttelte angewidert den Kopf. „Fräulein Köstern ist keine dumme Gans."

„Ich weiß. Sie ist hochgescheit, eine Stütze deiner Praxis."

„Sie ist meine Sprechstundenhilfe. Eine tüchtige Frau. Was kann ich dafür, daß sie gut aussieht?"

„Du wärest nicht der erste Arzt, mein Lieber", lächelte Betty boshaft, „der auf eine hübsche Sprechstundenhilfe hereinfällt."

„Erlaube mal..."

Betty drehte sich um. „Gut, ich gehe zu den Rießbergs. Aber ich erwarte von dir, daß du mich in spätestens in einer Stunde abholst. Damit nicht auch andere Leute merken, was mit dir los ist." Sie warf den Kopf zurück und ging. Christian Schuh sprang auf und hob die Hände. Vielleicht hätte er geschlagen, wenn sie noch vor ihm gestanden hätte. Vielleicht nicht nur geschlagen... Er fühlte, wie er am ganzen Körper zitterte. Vor Erregung und in einem Gefühl ohnmächtiger Wehrlosigkeit.

Als er allein war, suchten seine Gedanken Schutz bei Sabine Köster. Er verglich sie, zum hundertsten Male, mit seiner Frau. Sabine war ein Mensch, der Rücksicht kannte und Feingefühl besaß, der nie verletzen konnte. Eine Frau, eine wirkliche Frau mit allen guten Eigenschaften. Sie war nicht nur ein gutaussehendes, gescheites Geschöpf, das mit verblüffender Geschicklichkeit auch mit den schwierigsten Patienten fertig wurde, das vollkommen selbständig arbeitete, die Verwaltung der Praxis leitete und die Kassenabrechnungen erledigte.

Er schätzte Sabine Köster. Nicht nur als Mitarbeiterin. Als Frau. Sie war ihm sympathisch. Mehr noch. Viel mehr... Aber das hatte er ihr noch nie gesagt. Er wehrte sich dagegen, es sich selbst einzugestehen. Und doch war es so.

An diesem Abend, als er allein war, dachte er über Sabine nach, mehr als bisher. Über Sabine und sich selbst. Und dabei kam ihm zum ersten Male ganz klar zu Bewußtsein, was er bisher fast nur unbewußt gefühlt hatte...

Es waren keine quälenden Gedanken, aber sie beunruhigten ihn. Er stand auf und goß sich einen Cognac ein. Er begann zu trinken. Angeblich, wie er sich selbst heftig versicherte, um den penetranten Geruch der Praxis loszuwerden. Dann badete er und gegen elf raffte er sich auf, seine Frau abzuholen, bis zum Rand gefüllt mit revolutionären Protesten.

Er konnte noch klar genug denken, um zu begreifen, daß er betrunken war und unfähig, einen Wagen zu steuern. Er nahm ein Taxi.

Sein Auftritt bei den Rießbergs, die sich so viel auf ihre Vornehmheit einbildeten, war recht komisch: Er kam strahlend herein und fand Menschen vor, die stocknüchtern waren. Seine hellsichtige Trunkenheit war heiter, unbekümmert, aber auch herausfordernd. Er ging immer hart an des Grenze des Sich-vorbei-Benehmens, vor allem, als er begann, nicht ganz lupenreine Medizinerwitze zu erzählen. Als er den Irrenwitz Nummer 62 zum besten gab, wußte Betty, das es höchste Zeit sei, ihn möglichst schnell aus der Gesellschaft zu entfernen. Denn was nach Nummer 62 kam, pflegte Windstärke 12 zu sein. Nichts für vornehme Ohren...

„Kennen Sie den? Der Chefarzt einer Irrenanstalt geht durch die Räume und kommt auch in Saal 7. Da sieht er einen Irren an der Decke hängen, Kopf nach unten, Füße an der Decke. Schnauzt er den Wärter an: ‚Sind Sie wahnsinnig? Was soll das denn heißen?' ‚Der bildet sich ein, er wäre eine Lampe.' ‚Holen Sie den Mann sofort runter!' ‚Wie Sie wünschen, Herr Chefarzt', sagt der Wärter achselzuckend, ‚aber dann sitzen wir im Dunkeln.'"

Das Gelächter der Abendgesellschaft konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß Rießbergs und ihre Gäste den Auftritt des angetrunkenen und offensichtlich geistig weggetretenen Dr. Christian Schuh nicht eben für eine willkommene Bereicherung des Abends hielten.

Dann lag er im Wagen, gleichmütig rauchend, nicht sonderlich beleidigt, als Betty ihn anzischte: „Du hast dich benommen wie die Axt im Walde."

„Was tut's?" lachte er lallend. „Hauptsache, mir macht's Spaß."

„Menschenskind, du bist ja betrunken! Nimm dich doch zusammen, verdammt nochmal!" Ihre Stimme klang wütend, fast voller Haß.

„Mir möchte beinahe scheinen, du hast etwas gegen mich." Christian Schuh sagte es mit der sorgsam bemühten Stimme des Trunkenen, der mit aller Gewalt den Eindruck erwecken will, er sei vollkommen nüchtern und absolut klar bei Verstand.

„Es ist widerlich mit dir, wie du dich unter anderen Menschen benimmst. Kein Interesse für schöne Geselligkeit. Nur deine Patienten, deine Praxis."

„Und meine Sprechstundenhilfe, die hübsche, nicht wahr?"

Betty schluckte eine scharfe Erwiderung hinunter. Sie schwieg.

Ihr Mann wurde noch zynischer: „Meine Praxis... Nur meine Praxis... Du nimmst doch eigentlich auch recht erfreulich Anteil an meiner Praxis, an meiner Arbeit. Wenn ich mir so die Rechnungen ansehe, die ich laufend für dich bezahle..."

Betty gab Gas und fuhr noch schneller, gefährlich schnell. Das enthob sie einer Erwiderung. Sie flüchtete sich in die Beschäftigung mit dem Wagen, mit Steuer und Gashebel.

Sie kamen gut heim. Betty fuhr den Wagen in die Garage, und als sie in das Zimmer kam, sah sie ihren Mann Cognac aus einem Wasserglas trinken.

„Du bist betrunken", sagte Betty zornig.

Er lachte: „Neben dir, mein süßes Raubtier, ist das Dasein nur noch im besoffenen Zustand zu ertragen."

Es sah aus, als ob sie sich auf ihn stürzen wollte. Ihre Finger krümmten sich zu Krallen.

„Ich Idiot schufte wie ein Büffel, und du wagst es, mir vorzurechnen, wieviel ich zu saufen habe, was?"

„Meinetwegen kannst du trinken soviel du willst. Wenn du nur in der Praxis nüchtern bist."

„Die Praxis, meine Praxis, interessiert dich doch nur im Bankauszug. Apropos Praxis: wie kamst du eigentlich darauf, die Sabine wäre mir wichtiger als du?"

Er bekam keine Antwort. Seine Frau verließ das Zimmer. Sie war klug

## Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 18

**Kreuzworträtsel.** Waagerecht: 1. Haff, 4. Diner, 8. Mast, 10. A-Dur, 11. Lila, 12. Amor, 14. Renke, 16. Ukas, 19. Hermes, 21. Gelage, 23. Stengel, 26. Brett, 29. Lea, 30. Ahorn, 33. Reis, 35. Luna, 37. Pari, 39. Basar, 41. Vase, 44. Isis, 45. Blau, 46. Kant, 48. Erika, 51. Rebe, 53. Anna, 55. Anti, 57. Sahne, 59. Mal, 61. Aegir, 64. Stadion, 67. Klette, 70. Skizze, 73. Tuba, 74. Salat, 77. Reim, 78. Fall, 79. Seni, 80. Heft, 81. Algen, 82. Sitz. — Senkrecht: 2. Amme, 3. Farm, 4. Durst, 5. Ire, 6. Elk, 7. Riege, 8. Maul, 9. Shag, 12. Ahab, 13. Orbe, 15. None, 17. Karo, 18. Senn, 20. Este, 22. Elan, 24. Elsa, 25. Gala, 27. Raa, 28. Tristan, 31. Havarie, 32. Ras, 34. Ibsen, 36. Urban, 37. Pik, 38. Rin, 40. Ski, 42. Aue, 43. Ehe, 47. Ara, 49. Rama, 50. Kali, 52. Bai, 54. Nest, 56. Tank, 57. Sekt, 58. Hieb, 60. Adel, 62. Gaze, 63. Roem, 65. Tesla, 66. Osten, 68. Lupe, 69. Taft, 71. Iris, 72. Zimt, 75. All, 76. Ase.

**Silbenrätsel.** 1. Wildgans, 2. Erek, 3. Rübezahl, 4. Ubangi, 5. Eiffelturm, 6. Belladonna, 7. Efeu, 8. Realisation, 9. Sindbad, 10. Ehrenlegion, 11. Einsiedelei, 12. Gänserich, 13. Experiment, 14. Hildebrand, 15. Trikolore, 16. Auktion, 17. Eunuch, 18. Nagaika, 19. Dezember, 20. Elektra, 21. Republik, 22. Temperament, 23. Delikatesse, 24. Akademiker. **Wer über See geht, aendert das Klima und nicht den Charakter.**

genug, einzusehen, daß sie gegen diese überlegene Art ihres Mannes nichts ausrichten konnte. Aber sie hatte nicht begriffen, daß die Erwähnung dieser Sabine nichts anderes war als eine vielleicht nicht ganz bewußte Selbstanklage ihres Mannes. Sie hätte in dieser Stunde vieles retten können, wenn sie klug gewesen wäre...

Christian Schuh ging endlich schlafen. Volltrunken, in einem sinnlosen, weil richtunglosen Protest. Er war sicher, einer der Millionen unverstandener Männer zu sein, denen man Schandtaten unterstellte, die noch gar nicht begangen waren. Höchstens in Gedanken.

Als er sich auskleidete, nahm er sich vor, Betty zu beweisen, daß er besser sei als der Schein, der gegen ihn sprach. Aber er schlief sofort ein und nahm seinen guten Vorsatz mit in den Schlaf hinüber. Betty und Sabine begleiteten ihn in seine Träume.

Als er aufwachte, war es zehn Uhr am Morgen.

Betty hatte ihn nicht geweckt. „Soll er auslöffeln, was er sich eingebrockt hat..."

Seit neun Uhr war Sprechstunde.

Wütend sprang er aus dem Bett. Sein Kopf dröhnte. Als er sich im Bad im Spiegel sah, entsetzte er sich über sich selbst. „Heute bin ich nicht mein Typ."

Er rasierte sich, ärgerte sich mit dem Hemd herum, und als er schließlich in die Praxis kam, ohne gefrühstückt zu haben, ohne Betty gesehen zu haben, fand er das vor, was er längst gewohnt war, was ihm aber in dieser vollendeten Art noch nie zu Bewußtsein gekommen war: Seine Sprechstundenhilfe Sabine hatte gehandelt. Ein paar Patienten waren schon bestrahlt, die anderen, wartenden, waren beruhigt und beschäftigt. Kein Mensch hatte gemerkt, daß Dr. Schuh nicht in seinem Sprechzimmer war.

„Ich habe das schon erledigt..." sagte Sabine bescheiden. Sie hatte bestrahlt, sie hatte Patienten an die Klinik überwiesen, andere für den Nachmittag wiederbestellt. Sie hatte gehandelt, als vollziehe sie nichts weiter als die Anweisungen des Arztes. Sie hatte getan, was er selbst auch getan hätte.

Er begann mit der Sprechstunde. Die Arbeit ließ ihn nicht mehr an den rasenden Kopfschmerz denken. Und als Sabine ihm zwischendurch einen guten, starken Kaffee auf den Tisch stellte, vergaß er den letzten Rest von Unausgeschlafenheit und von Ärger über das ausgefallene Frühstück. Erst nach zwei Stunden, als die letzte Patientin unter der Höhensonne lag, fragte er: „Sabine, warum haben Sie mich eigentlich nicht wecken lassen?"

„Ihre Gattin sagte, Sie hätten gestern abend ein bißchen viel getrunken. Da wollte ich doch nicht... Und es war Ihnen doch sicher auch lieber so. Ich meine, es ist doch besser, wenn man sich da richtig ausschläft." Was sollte er sagen? Daß Sabine wieder einmal richtiger gehandelt hatte als Betty? Daß sie immer alles richtig machte?

Christian Schuh sagte nichts. Er biß sich auf die Lippen. Nicht einmal aus Berechnung, sondern aus dem Gefühl heraus, aus dem richtigen Instinkt der Frau heraus hatte sie gehandelt.

Er war wieder nüchtern genug, um ganz klar denken zu können: Er wollte Betty nicht beleidigen, nicht einmal mit einem Gedanken. Er wollte doch mit ihr zusammenleben. Früher hatte sie doch soviel miteinander verbunden. Sie brauchte sich nur wieder zu ändern, dann würde alles gut sein.

Aber er konnte nicht an seine Frau

# LIEBE in der Sackgasse

denken, ohne daß nicht gleichzeitig seine Gedanken zu Sabine gingen. Was wußte er eigentlich von ihr? Nicht viel. Sie war eine vollendete Sprechstundenhilfe, seit Monaten Tag um Tag um ihn, ihm längst unentbehrlich geworden.

Sie gefiel ihm, natürlich. Nicht nur wegen ihrer Tüchtigkeit. Auch äußerlich. Er sah sie gern, er hatte sie gern in seiner Nähe.

Sabine hatte in seinem Denken und in seinem Fühlen einen Platz. Er wußte von seiner Zuneigung zu Sabine, aber er empfand sie nicht als einen Betrug an seiner Frau. Er sah diese Zuneigung nicht als eine Unaufrichtigkeit, als ein Geheimnis an, sie schien ihm weder sündig noch sträflich. Sie war eben da, und das mochte seinen Grund zuerst darin haben, daß Sabine in ihrem ganzen Wesen mütterlich war. Sie hatte zwei Kinder, sie war Mutter. Betty Schuh hatte keine Kinder. Vielleicht war das der tiefere Grund... Christian Schuh hatte sich schon immer eine Tochter gewünscht. Er träumte davon, wie schön es sein müßte, später einmal ein reizendes junges Mädchen als Tochter zu haben. Vielleicht war das auch ein Grund seiner Zuneigung zu dieser mädchenhaft-mütterlichen Sabine.

*

Mitten bei der Arbeit am Schreibtisch sah Dr. Schuh seine Sprechstundenhilfe von der Seite an, als sie über Karteikarten gebeugt war. Sie fühlte diesen Blick und wandte sich ihm zu.

„Es werden immer mehr Patienten", sagte sie, ohne Verlegenheit zu zeigen.

„Freuen wir uns doch."

„Tue ich auch. Nur – ich weiß nicht, wie Sie das auf die Dauer durchhalten wollen. Und ich – wir müßten noch eine zweite Kraft haben, die mir die Bestrahlungen abnehmen könnte."

Christian Schuh nickte. Von einer zweiten Kraft war schon öfter gesprochen worden. Aber das Thema war immer wieder beiseite gelegt worden. Schuh wollte keine „zweite Kraft". Nun entschloß er sich doch. Den ältesten Drachen würde er engagieren, den er auftreiben konnte. Die Häßlichste unter allen Bewerberinnen, – nur um seiner Frau zu zeigen, daß ihm an der Schönheit einer Sprechstundenhilfe überhaupt nichts lag. Damit versuchte er sein Gewissen zu beruhigen. Ganz rein war es nicht, wenn er sich dessen auch nicht bewußt war.

Es war Mittag geworden. „Gehen Sie essen, Sabine."

„Gleich. Kurz vor drei bin ich dann wieder hier."

Er ging in die Wohnung hinauf. Alles blitzte vor Sauberkeit. Blumen leuchteten gelb und rot im Sonnenlicht. Aber es war alles still. Er ging in die Küche und fand Gretel, das alte Mädchen, am Herd. „Wo ist denn meine Frau, Gretel?"

„Wäckjefarn, Herr Dokter."

„Und wohin?"

„Weeß äch näch, Herr Dokter."

Er ging ans Fenster und sah durch den Vorhang, innerlich mit Wut geladen. Er sah Sabine fortgehen, in einem leichten, leuchtenden Mantel, so zwischen Türkis und Ultramarin. Dr. Schuh dachte über den Namen der Farbe nach und verlor dabei seine Wut. Sabine sah aus, als könnte sie einen Mann verwirren...

Beim Essen, als er allein am Tisch saß, kam die Wut wieder. Skandalös, wie Betty ihn behandelte. Einfach fortzugehen, ohne ihm eine Nachricht zu geben! Und sie beteuerte immer wieder, daß sie ihn, ihren Mann, liebte...

Er ging wieder in die Praxis hinüber und las. Sie war ihm vertrauter als die leere, stille Wohnung.

Sabine kam früher, als sie gesagt hatte. Christian Schuh machte ein verlegenes Gesicht, weil er schon da war und nicht in der Wohnung, wie es um diese Zeit üblich war. „Schlechtes Gewissen", sagte er, um Sabine den wahren Grund seines Ärgers nicht merken zu lassen.

„Wegen heute früh etwa?"

„Natürlich."

„Warum sollen Sie sich nicht mal richtig vollaufen lassen?" fragte sie lachend.

Christian Schuh dachte an etwas anderes. An Sabine. „Sagen Sie, Sabine, wie leben Sie eigentlich?"

„Wie kommen Sie denn darauf?" Sabine stand an der Tür und sah, während sie ihren Mantel auszog, erstaunt auf ihren Chef. „Wie kommen Sie denn darauf?"

„Ich schäme mich etwas, daß ich Sie noch nie nach Ihrem Leben, nach Ihren persönlichen Dingen gefragt habe."

Sie kam näher und blieb vor dem Tisch stehen, an dem Christian Schuh saß. „Das ist auch besser so", sagte sie ernst. „Es würde Sie vielleicht nur belasten."

Er bot ihr eine Zigarette an. Sie setzte sich ihm gegenüber, sie rauchten. „Wir haben ein bißchen Zeit. Kommen Sie, Sabine, sagen Sie mir wenigstens das Wichtigste."

Sie stand auf und ging durch das Zimmer. Sie trug, wie immer in der Praxis, weiße Schuhe mit niedrigen Absätzen und den weißen Kittel. Sie war nur Sprechstundenhilfe, sonst nichts. So schien es...

„Daß ich fast dreißig bin, wissen Sie", begann sie. „Sie werden sich denken können, was da alles schon geschehen sein kann." Sabine hatte zwei Kinder. Von einem Mann, der sie heiraten wollte, wenn er von seiner Frau geschieden wäre. Aber ehe die Scheidung ausgesprochen war, verunglückte der Mann tödlich. „Seither lebe ich für meine Kinder. Sie sind bei meiner Mutter. Irgendwann einmal will ich sie zu mir nehmen. Vielleicht kann ich heiraten... Aber, wer nimmt schon eine Frau mit zwei unehelichen Kindern, und wenn sie noch so reizend sind?"

„Jungens? Mädels?" wollte Christian Schuh wissen.

„Zwei Mädels."

Christian Schuh schluckte. Dann, nach einer kleinen Stille: „Sabine, warum haben Sie mir das alles nicht gleich gesagt?"

„Sie haben mich noch nicht danach gefragt." Sie drückte ihre Zigarette aus. Streifte das Persönliche ab. Der erste Patient läutete. Sie ging hinaus, öffnen – war wieder Sprechstundenhilfe, nichts weiter.

Während der Sprechstunde beobachtete Christian Schuh Sabine, wie sie sich bewegte, wie sie sicher mit den Patienten sprach, wie sie in ihrer Arbeit aufging... Er ertappte sich bei Gedanken, die das Mißtrauen seiner Frau vielleicht doch rechtfertigten: Er konnte sich Sabine recht gut als seine Frau vorstellen. Sie könnte eine vollendete Arztfrau sein, die an der Arbeit Anteil nahm, die für die Praxis so gut war wie sie für das eigene Leben sein konnte. Die beiden Kinder, die beiden Mädchen, würden ihn nicht stören.

Er fuhr sich über die Augen und wischte seine Gedanken weg wie einen Spuk. Unsinn... Er war verheiratet. Er würde mit Betty weiterleben, wie die dreizehn Jahre bisher. Sie hatte ihre Fehler. Mißtrauen, Eifersucht. Er würde ihr beweisen, daß das alles grundlos war. Und sie würde es einsehen...

Am Abend, als der letzte Patient gegangen war, kam Betty in die Praxis. Sabine saß am Schreibtisch und ordnete Karteikarten ein.

„Das wird bald alles anders werden, Sabine", sagte Christian Schuh. Er stand hinter Sabine, der Sprechstundenhilfe, und legte ihr leicht eine Hand auf die Schulter. Dachte an die „zweite Kraft", die nun bald zu Sabines Entlastung kommen würde...

„Sabine!" Betty lachte laut und schrill. „Wenn Sie erst Frau Dr. Sabine Schuh sind.... Und ihr Idioten denkt, ich hätte euch nicht längst durchschaut. Ein reizendes Pärchen, ihr beiden. Aber ich werde euch..." Zornrot im Gesicht, mit einem bösen Flakkern in den Augen, ging sie auf Sabine zu und hob die Hand. Der Schlag hätte Sabine mitten ins Gesicht getroffen.

Christian Schuh sprang dazwischen. Mit eisernem Griff packte er Bettys Handgelenk und zog die Hand nach unten.

Betty, blind vor Wut und maßloser Eifersucht, riß sich los. Schlug mit harten Fäusten in Sabines Gesicht.

Beim zweiten Male konnte sie sich nicht wieder losreißen. Ihr Gesicht war haßverzerrt. „Du schützt sie – und nicht mich, du..." schrie sie. Und ihre Zähne gruben sich tief in Christian Schuhs Hände.

Er machte sich frei, keuchend und stöhnend vor Schmerz und Entsetzen. Seine Hände faßten nach ihren Schultern, um sie von sich wegzudrücken. Seine Finger griffen, als sie sich wild wehrte, nach ihrem Hals und umspannten ihn wie eiserne Klammern. Bis sie in sich zusammensank.

*

Sie hatte am Boden gelegen. Bewußtlos. Dem Tode nahe. Christian Schuh hatte sie dann selbst ins Krankenhaus gefahren. Als sie sich wieder erholt hatte, war sie nicht mehr zu ihm zurückgekehrt. Sie hatte eine Aussprache mit ihm abgelehnt.

Eine Freundin von Betty hatte den Arzt angezeigt. Sie hätte schon lange gewußt, daß er seine Frau beseitigen wollte, um seine Sprechstundenhilfe heiraten zu können. Ein unvorsichtiges Wort, von Betty einmal im Zorn gesprochen, hatte die Freundin zu dieser Aussage veranlaßt.

Das Gericht sprach ihn frei. Es fand keine Schuld; nicht einmal Betty Schuh hatte ihren Mann belastet. Sie hatte geschwiegen.

Sie leben nicht mehr zusammen. Für Dr. Christian Schuh wäre der Weg zu Sabine Köster frei. Aber er geht ihn nicht. Er hat sich schweren Herzens von ihr getrennt. Und wartet darauf, daß seine Frau, innerlich gewandelt, vielleicht zurückkommt.

(Wird fortgesetzt)

## Auf den Kopf kommt es an

**Waagerecht:** 1. Gebäude einfachster Bauart, 5. Frankfurter Dialektdichter † 1891, 11. Schauspiel von Paul Claudel, 12. Ansiedlung, 13. Fluß in Schottland, 14. Abschiedsgruß, 15. Augendeckel, 16. Körperteil, 17. offener Eisenbahngüterwagen, 19. Wintersportgerät, 22. Raubfisch, 24. weibl. Pferd, 26. Gutschein, 28. Anzahl, Masse, 30. tschechischer Komponist † 1884, 33. Stahlwerkzeug, 34. dt. Dichter †, 35. Bücherbrett, Stufengestell, 37. chem. Element, 40. Wurfspieß, 41. altgerman. Schriftzeichen, 44. Fettart, 47. engl.: Zehn, 49. Herrendienst, 52. Nachtvogel, 55. Bergweide, 56. nord. Männername, 57. bibl. Frauengestalt, 58. lat.: bete, 59. österr. Maler und Graphiker, 60. Wasser einer Heilquelle, 61. Stadt und Bergbauort i. d. niederländ. Provinz Limburg.

**Senkrecht:** 1. Wasserfahrzeug, 2. Haft, Gewahrsam, 3. Telegraphenschlüssel, 4. Viehfutter, 5. Paradiesgarten, 6. Festraum, 7. engl. Dynastie, 8. musikal. Bühnenwerk, 9. gelbgrüner Fink, 10. Planet, 16. kl. westindische Silbermünze, 18. Lebensbund, 20. Bühnenwand, 21. Farbe, 23. Rundfunkzubehör, 24. Modetanz, 25. Mahlzeit, 26. Brotbeigabe, 27. Säugetierordnung, 28. Handwerker, 29. finnisch-ugrisches Volk, 31. Honigwein, 32. Nebenfl. d. Warthe, 36. Musiknote, 38. Kinderfahrzeug, 39. deutsch. Zahlwort, 42. Frauengestalt des Nibelungenliedes, 43. Einrittsgeld, 45. Nebenerzeugnis der Käserei, 46. Anstrengung, Plage, 48. Baumkleid, 50. preuß. Feldmarschall † 1879, 51. Edelgas, 52. Hirsch, 53. Pökelbrühe, 54. Bruder Abels.

### Silbenrätsel

Aus den Silben: an – bi – bo – bre – char – cher – de – di – dow – dril – e – ef – ein – el – en – er – erd – fek – fen – floh – fott – ga – gar – ge – ge – go – gramm – i – il – im – in – ka – ku – land – le – leau – lei – lem – li – li – lich – ma – me – me – mo – mus – ne – nek – ni – nich – nichts – nit – non – o – o – o – pi – pie – raf – rak – ri – ri – ris – rou – sau – scha – scha – schla – ta – tän – tar – tau – te – te – ten – ter – tis – to – u – us – vall – zug – sind 30 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren letzte Buchstaben von unten nach oben gelesen ein Wort von v. Stein ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. Liegenschaften ..........
2. Klosterinsassin ..........
3. helfender Engel, Schutzgeist ..........
4. übertriebene Strenge ..........
5. d. vierte Sonntag v. Ostern ..........
6. Berliner Bildhauer † ..........
7. Märchenland ..........
8. Wertpapiere ..........
9. Rollvorhang (franz.) ..........
10. Blutgerüst ..........
11. kl. Raubtier ..........
12. spielerisches Gehaben ..........
13. Hirngespinst ..........
14. Männerkleidung ..........
15. unbrauchbarer Mensch ..........
16. Tonabstand ..........
17. griech. Buchstabe ..........
18. Göttertrank ..........
19. kleiner Blattkäfer ..........
20. Verwandte ..........
21. Drahtnachricht ..........
22. Riesenkriechtier d. Vorzeit ..........
23. Zauber, Anmut ..........
24. Hartgummi ..........
25. arabisches Königreich ..........
26. Zwangsentscheidung, -lage ..........
27. Dieb ..........
28. Suppenmehl ..........
29. derbe Stoffart ..........
30. engl. spätromant. Komponist †1934 ..........

**Auflösungen der Rätsel aus Heft 18 auf Seite 52**

# Nippons Uhren schlagen schneller

**Fortsetzung unseres Berichtes von Seite 7**

Todesstrafe untersagt. Es war verboten, größere Schiffe als für die Fischerei und den eigenen Küstenverkehr notwendig zu bauen. Nippon lebte noch im Mittelalter.

Fünfzig Jahre danach ersetzten moderne Feuerwaffen endgültig das Samuraischwert. Japan hatte, ähnlich dem fernen England, unter den staunenden Augen der Welt die Seeherrschaft in den östlichen Meeren erkämpft und einerseits den Chinesen die Inselreiche Korea und Formosa abgenommen, andererseits das zaristische Rußland durch gewaltige, siegreiche Seeschlachten bis ins Mark erschüttert. Innerhalb einer Generation war es damit aus der völligen, selbstgewollten Isolation zur beherrschenden Weltmacht des Ostens aufgestiegen. Nicht lange dauerte es, bis die siegestrunkenen Heerführer und Admiräle des an irdischen Schätzen so armen japanischen Inselreiches mit ihren Ritterheeren schließlich auf das Festland Asiens drängten und die reiche Mandschurei eroberten.

So weit, so gut. Immer wieder hat es Expansionskriege und den Kampf starker, aber beengter Völker um Lebensraum gegeben, und die japanische Kultur und religiöse Gedankenwelt hat bis heute ebenso tiefe gemeinsame Wurzeln mit jener des asiatischen Festlandes, wie sich schließlich die äußeren Merkmale beider Stämme nur für den europäischen Kenner unterscheiden. Japan hätte es zunächst bei dem Besitz der Mandschurei bewenden lassen können – aber nein, es trachtete bald auch noch nach dem riesigen China und wollte mit seiner Eroberung endgültig als Machtpartner Rußlands klare Verhältnisse schaffen. Der 1937 begonnene japanisch-chinesische Krieg war im Grunde der Anfang vom Ende dieser Machtgelüste, und unwillkürlich drängt sich uns Deutschen, wenn auch in anderen Maßstäben, ein Vergleich des Unersättlichen und des warnenden Zeigefingers der Weltgeschichte auf.

**1944: Fanatisch sterben — 1961: Hemmungslos leben! Der junge Kamikaze-Flieger links ließ sich im letzten Weltkrieg unbedenklich als lebende Bombe auf den Feind und in den sicheren Tod stürzen. Den Jazzfan in einem Nachtlokal von Tokio läßt dagegen heutzutage solcher selbstmörderische Heroismus kalt. Er will sich an konkreteren „Genüssen" berauschen, nachdem die schwankende Welt der Erwachsenen ihm wie so vielen seiner Altersgenossen anderer Länder keinen Halt bietet.**

Ausgerechnet Amerika, dessen im Grunde zunächst nur handelsbeflissener Generalkonsul Harris ein knappes Jahrhundert vorher mit größter Mühe in Japan freundschaftlich Fuß fassen konnte und ihm dadurch das Tor zur Zivilisation öffnete, erlitt unverhofft und wahrhaft aus heiterem Himmel den nächsten Schlag des inzwischen zur Flugzeugbombe verwandelten Samuraischwertes in Pearl Harbour. Und ausgerechnet diese Vereinigten Staaten sahen sich genötigt, die massenmörderischen Atomexplosionen über Hiroshima und Nagasaki als Abschluß des letzten weltbewegenden Völkerdramas und der endgültigen Vernichtung japanischen Kampfwillens auszulösen.

Inzwischen liegen 16 Jahre hinter uns. Hinter uns allen. Japan blickt so wie wir in Deutschland auf eine Periode zeitweiser Besetzung und rastlosen Aufbaues zurück. Beide Länder wurden Demokratien. Nur mit dem Unterschied, daß Deutschland sich bereits in der Weimarer Zeit nach dem ersten Weltkrieg weitgehend mit demokratischen Ideen vertraut machen konnte, bevor es Hitlers Diktatur in die Arme lief. Das besiegte Japan dagegen erlebte doppelt und dreifach den Schock der – sicherlich gutgemeinten – amerikanischen Umerziehung durch General MacArthur nach dem Muster römischer Kolonialresidenten. Die feudalistische Verfassung des Kaiserreiches Nippon, die entsprechende adelige und bürgerliche Klasseneinteilung geradezu mittelalterlicher Prägung mit ihrer klaren unterwürfigen Beziehung zwischen Vater und Sohn, Mann und Frau, Ehefrau und Schwiegermutter – alles wurde schlagartig über den Haufen geworfen. Einziges Zugeständnis des Siegers blieb die Marionette des Tenno, der im Grunde nur durch die bürgerliche Ehe seines Kronprinzensohnes noch einmal ins Gespräch kam.

Dieser Schock ist heute noch nicht überwunden. Die Entwicklung der japanischen Gesellschaft treibt am Rande des bisherigen Wirtschaftswunders dementsprechend seltsamere, grellere und oft unschönere Blüten als je zuvor im Zeitalter des wachsenden Materialismus. Die Übergänge zwischen dem Traditionellen, zwischen der Pflege eines genügsamen, den geistigen Werten eines Volkes zugewandten Lebensstiles und dem sozial ungebundenen, oft nur noch nach Erwerb und Besitz trachtenden Vorwärtsstreben sind besonders in den japanischen Städten krasser als irgendwo in der westlich orientierten Welt. Einerseits schrecken die Älteren häufig instinktiv vor dem militärischen Bündnis mit dem einstigen Feind Amerika zurück, andererseits geben sich die Jungen, Nachgeborenen den zweifelhaften Importen im Gefolge von großzügigen Hilfslieferungen aus den USA hemmungslos hin. Jazz als ständige Geräuschkulisse aus der Musicbox, Sex als versteckte Prostitution in jeder Form, religiöse Gleichgültigkeit, unreife Vorstellungen von sozialer Krawallpolitik und eine entsprechende kritische Einstellung zu den Eltern und Älteren bilden mehr einen unguten Nährboden für revolutionäre Tendenzen.

Alles das ist auch für uns nichts Neues. Man darf nur gerade in Hinsicht auf Japan gespannt sein, wie die erwiesenen dynamischen Kräfte dieser volkswirtschaftlich gefährdeten Nation damit fertigwerden. Und man möchte erhoffen, daß die Politiker und Weisen des Landes schließlich – wie so oft zuvor – still nur das Vorteilhafte akzeptieren und das Ungute ausmerzen; daß jene ferne und uns heute doch so nahegerückte Nation trotzdem ihr eigentümliches und in vieler Hinsicht bewundernswürdiges Gesicht bewahrt.

**Glück und Geld** waren im früheren Japan zwei völlig verschiedene Begriffe. **Mit leeren Gesichtern versuchen heute einerseits Unzählige ihr sauer verdientes Geld in den Glücksautomaten-Hallen zu vermehren (oben), während die Gewiegteren sich in das Abenteuer von Aktienspekulationen stürzen (unten: eine junge Bankangestellte gibt in Tokio ihrem Makler vom Balkon der Börsenhalle aus verabredete Geheimzeichen).**

**FRANKFURTER ILLUSTRIERTE * DAS ILLUSTRIERTE BLATT**

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 60 Pf, bei Zustellung ortsübliche Gebühr. Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 9.— · Dänemark dKr. 1.40 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.90 · Holland hfl. —.70 · Italien Lire 120.— · Norwegen nKr. 1.40 · Österreich S. 4.50 · Portugal Esc. 7.— · Schweden sKr. 1.— incl. oms · Schweiz sfr. —.70 · USA $ —.25

Moderne Menschen – modernes Leben

# Marlboro gehört dazu

**Der berühmte Marlboro-Geschmack hat diese Cigarette weltbekannt gemacht**

FILTER CIGARETTES

Marlboro

Marlboro

Marlboro

KING SIZE FILTER

Internationale Qualität.
Original nur in der
20-Stück-Packung.

Eine von Philip Morris entwickelte Filter-Cigarette

King Size Filter DM 1,75

# OSKAR'S SCHNAPSIDEEN

VON CEFISCHER

KIRSCHEN

MEIN HUT!

Kirschen in Nachbars Garten



# Leichte Zivilisation schäden

gezeichnet von B. Daneke

„Jetzt spielen wir gerade so schön Verkehrsunfall, da muß ich rauf."

„Über den Jazz bin ich hinaus, ich höre mir nur noch alte Grammophon-Musik an!"

„Sprechen kann er noch nicht, aber er kann schon ganz allein den Fernsehapparat einstellen."

„Was ist denn mit der Spülmaschine los Otto?"

„Warum es schon wieder Gulasch gibt, kann ich dir ganz genau sagen, weil der Kaufmann morgen erst neue Konserven bekommt!"

„Aber Albert! Du bist doch nicht in deinem Auto."

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

## Die schnellen und die spitzen Kurven

Der Herr, der die Physik erschuf, wollte es so: jeder Körper, der sich fortbewegt, hat den innigen Wunsch, dies geradeaus zu tun. Wenn er daran gehindert wird, reagiert er mehr oder weniger unwillig.

Ihr Auto, beladen mit Ihnen, Familie und Gepäck, ist auch so ein Körper. Die Fabrik hat ihm zwar schon so viel Kurvenfrömmigkeit beigebracht, wie eben zu erreichen war. Den Rest jedoch müssen Sie mit behutsamer Hand selbst besorgen.

Noch einmal: das Auto, das Sie durch eine Biegung der Straße bringen wollen, möchte am liebsten geradeaus und läßt Sie das am Lenkrad fühlen. Je enger die Kurve, also je kleiner der Radius, desto unwilliger will das Vehikel herum. Und je schneller Sie fahren, desto massiver reagiert es.

Erste Grundregel also: je schärfer (enger) eine Kurve, desto langsamer hinein. Das genaue Abschätzen des Tempos, das bei Wahrung aller Sicherheiten noch tragbar ist, müssen Sie üben. Nachher spüren Sie's dort, wo Sie sitzen, und dort, wo Sie das Lenkrad halten. Zunächst also bitte vorsichtig mit dem Gashebel (beachten Sie die alte Fahrlehrer-Regel: „In die Kurve ohne Jas, aus die Kurve mit das Jas!") und immer drauf achten, daß Sie den Kurvenradius, soweit bei der Verkehrslage möglich, künstlich vergrößern. Damit wird die Biegung sanfter.

Bei Rechtskurven ist das Wichtigste, daß Sie auf der rechten Fahrbahnseite wieder herauskommen. Wenn Sie mit viel Dampf scharf rechts beginnen, werden Sie rettungslos nach links getragen. So ist es richtig: vor der Kurve nach links zur Fahrbahnmitte hin ausholen, dann so lenken, daß Sie im Scheitelpunkt mit den rechten Rädern am rechten Rand ankommen, und rechts bleiben, bis es wieder geradeaus geht. Die Krümmung Ihrer Fahrspur ist damit viel weiter, die Sicherheit größer.

Linkskurven beginnen Sie scharf rechts. Wenn der Gegenverkehr es zuläßt, steuern Sie im Scheitelpunkt knapp die Fahrbahnmitte an und kommen



wieder brav am rechten Bordstein aus der Drehung heraus.

Dreht sich nach Lektüre dieser Sätze auch bei Ihnen alles? Bitte lesen Sie es dann noch einmal, es ist wichtig genug. Und betrachten Sie unsere hilfreichen Skizzen.


Im nächsten Heft:
**Kurven-Tricks für Notfälle**

## Eine Schönheits-Versicherung für NYLON und »PERLON«?

Wie kann man sicher sein, daß so hauchzarte Gewebe aus NYLON, »PERLON« usw. nach dem Waschen nicht unansehnlich werden, ihre duftige Zartheit und ihre Farbfrische nicht verlieren? Durch ganz spezielle Pflege — mit FEWA! Denn FEWA ist neutral und frei von scharfen Chemikalien, frei von allen Bleichmitteln und optischen Aufhellern. FEWA-gepflegt bleibt NYLON- und »PERLON«-Wäsche duftig frisch — schön wie am ersten Tag.
Für alles Feine, alles Zarte, was häufiger gewaschen wird — so schnell mal zwischendurch, im Badezimmer oder in der Küche — FEWA! Es gibt nichts Besseres!

*Übrigens: Moderne Gardinen, beispielsweise aus DIOLEN, pflegen Sie mit FEWA so einfach: abnehmen, im gründlich sanften FEWA-Bad durchwaschen und gleich naß aufhängen!*

# Alles Feine braucht FEWA!

F 4/61